3 1761 07510372 1

PQ
4712
L25
Z77

PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

FROM THE

Joseph and Gertie Schwartz
Memorial Library Fund

FOR THE SUPPORT OF

Jewish Studies

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dichterundpatrio00marg

65

Dichter und Patriot.

Eine Studie

über das Leben und die Werke

D. Levis.

Von

Dr. S. H. Margulies.

Trier.
Verlag von Sigmund Mayer.
1896.

LIBRARY
MAY 1 3 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PD
L2

Überſetzungsrecht vorbehalten.

Meinen teuren Eltern

in kindlicher Liebe

gewidmet.

Vorwort.

Indem ich die vorliegende Schrift der Öffentlichkeit übergebe, löse ich ein Versprechen ein, welches ich vor nahezu zwei Jahren am Schlusse meines in der Allgemeinen Zeitung des Judentums (Jahrgang 58, Nr. 26) erschienenen Aufsatzes über D. Levi dem deutschen Lesepublikum gegeben habe. Ich glaube damit eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt zu haben, die unsrer gesamten Glaubensgenossenschaft einem Manne gegenüber obliegt, der den besten Teil seines Lebens der Verteidigung und Verherrlichung des Judentums gewidmet hat.

Das Material zur Biographie habe ich zum größten Teil den beiden Schriften D. Levis „Vita di Pensiero" (Milano 1875) und „Vita d'Azione" (Torino 1882) entnommen. Einige seine ersten Lebensjahre betreffenden Einzelheiten verdanke ich den eignen schriftlichen Mitteilungen des in Turin lebenden Dichters. Bei der Auswahl der im zweiten Teile dieser Schrift gegebenen Proben seiner lyrischen Dichtungen habe ich mich auf diejenigen

beſchränkt, welche ſpeziell das Judentum zum Gegenſtand haben. In der Überſetzung der Gedichte bin ich vor Allem bemüht geweſen, den Sinn möglichſt klar wiederzugeben, ohne mich im übrigen allzu ängſtlich an das Wort zu binden. Jeder Kundige wird, wie ich zuverſichtlich hoffe, bei der Vergleichung der Überſetzungen mit dem Original, mein Verfahren billigen und nicht finden, daß ich dem Dichter damit einen ſchlechten Dienſt geleiſtet habe.

Florenz, im April 1896.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erſter Teil.

Seite

Biographie 9

Zweiter Teil.

Proben lyriſcher Gedichte 75
Blüht ein Blümlein 75
Fröhliche Lieder 76
Heilig, Heilig, Heilig! 77
Die Bibel 78
Die drei Pilger 85

Dritter Teil.

Il Profeta 89

Erster Teil.

Biographie.

Erstes Kapitel.

David Levis Geburt. — Sein Großvater. — Sein Elternhaus. — Seine Mutter. — Die allgemeinen politischen und sozialen Verhältnisse, die zu jener Zeit in Piemont herrschten. — Lage der Juden. — Erste Eindrücke im Elternhause.

David Levi wurde im Jahre 1816 zu Chieri, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Turin geboren. Die Familie, der er entstammte, hatte sich durch Einführung der Baumwollenindustrie um das Land verdient gemacht und war im Besitze von erblichen Privilegien, die ihr im Vereine mit einem bedeutenden Vermögen eine bevorzugte und geachtete Stellung verliehen. Sein Großvater David, ein Mann von hoher Intelligenz und tiefer Religiosität, der als Vertreter der piemontesischen Juden in dem von Napoleon I. nach Paris zusammenberufenen großen Synhedrion gesessen hatte, war während der französischen

Herrschaft in Italien sogar mehrere Jahre hindurch Bürgermeister des Ortes gewesen. In dessen Hause, welches von patriarchalischem Geiste durchweht war, wurde der angestammte Glaube hochgehalten und die Feier der religiösen Feste mit Weihe und Andacht begangen. Namentlich seine Mutter schildert unser Dichter als eine Frau von echt jüdischer Tugend und von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Oft begleitete er sie als kleiner Knabe in die Hütten der Armen und an die Lagerstätten der Kranken, wo sie nach Kräften Hilfe und Trost zu spenden pflegte. Von ihr erhielt er auch den ersten Religionsunterricht, und sie verstand es, den sonst wilden und unbändigen Knaben, der wegen seiner tollen Streiche von allen „das Teufelchen" genannt wurde, mit einem Worte, ja oft mit einem Blicke zur Ordnung und zum Gehorsam zurückzuführen. Da zu jener Zeit in Piemont den Nichtkatholiken der Zutritt zu den öffentlichen Schulen verschlossen war, wurde er von seinen Eltern in eine von dem Rabbiner der kleinen Gemeinde geleitete Privatschule geschickt. Hier hielt er es jedoch nicht lange aus. Sein lebhaftes Temperament und sein angeborener Widerwille gegen jeden äußeren Zwang brachten ihn oft in Konflikt mit den Lehrern, deren unvernünftige Strenge und rohe Behandlung der Schüler ihm eine derartige Abneigung gegen die Schule einflößten, daß seine Eltern sich genötigt sahen, ihn aus derselben zu entfernen und der Fürsorge von Privat-

lehrern anzuvertrauen. Allein die geistige Nahrung, welche ihm diese zu bieten vermochten, konnte den Wissensdrang des frühreifen Knaben nicht befriedigen. Mehr als von ihnen lernte er durch selbständiges Lesen der Bibel und anderer guter Bücher, die er in der kleinen Familienbibliothek vorfand. Nicht wenig trug zur Entwickelung seines angeborenen Bildungstriebes und zugleich seiner Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter auch folgender Umstand bei. Allsabbathlich pflegten sich die gebildeteren Mitglieder der kleinen Gemeinde zu traulichem Gedankenaustausch im Hause Levi zu vereinigen, welches ihren geistigen Mittelpunkt bildete und wo außer der heiligen Schrift auch die besten Erzeugnisse der italienischen Litteratur eifrig gelesen und besprochen wurden. Hier wurde auch über Gemeindeangelegenheiten beraten und oft bitter geklagt über die schmachvolle Bedrückung, unter der man lebte. Es war damals eine böse Zeit für die Juden in Piemont. Die Reaktion, die nach den Ereignissen von 1815 in Italien eingetreten war, hatte in Piemont eine eigene Form angenommen. Sie war nicht grausam aus kalter Berechnung wie in anderen Staaten, sondern plump und roh aus Unwissenheit und kleinlicher Pedanterie. Victor Emanuel I., der im Grunde ein gutmütiges Naturell hatte und seine Unterthanen auf seine Weise glücklich zu machen wünschte, war jedoch zu schwach und unfähig, um seine guten Absichten verwirklichen zu können. Er

ward alsbald ein Werkzeug in den Händen des Adels und des Klerus, die alle ihre mittelalterlichen Vorrechte, die sie unter der französischen Herrschaft eingebüßt hatten, wieder an sich rissen und das ganze öffentliche Leben beherrschten. Der Code Napoleon, der die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze als obersten Grundsatz der Staatsverfassung und Rechtsprechung aufgestellt hatte, wurde abgeschafft, und an dessen Stelle traten wieder die veralteten Gewohnheitsrechte, die von der adligen Bureaukratie zu Gunsten ihrer Kaste mit empörender Willkür gehandhabt wurden. Gegen einen Adligen hatte der Bürgerliche immer Unrecht; der Adel war alles, der Bürgerstand nichts. Geistige Überlegenheit galt als ein Verbrechen und selbständiges Denken als staatsgefährlich. Die gebildeten Geister wurden von der Polizei argwöhnisch überwacht, und um das Volk in wohlthätigem Dunkel zu erhalten, wurde die Schule wieder dem Klerus ausgeliefert, der schon dafür sorgte, daß nicht allzuviel Licht in die jungen Köpfe eindränge. Wie es unter solchen Umständen allen Nichtkatholiken und erst gar den Juden erging, kann man sich leicht vorstellen. Diese letzteren hatten unter der Verfolgungssucht, den gesetzlichen Beschränkungen und polizeilichen Nörgeleien, die alle bürgerlichen Klassen bedrückten, natürlich am allermeisten zu leiden. Aller bürgerlichen und politischen Rechte beraubt und von neuem in das Ghetto eingesperrt, wurden sie von dem Besuche der

Schulen und Universitäten ausgeschlossen und zu einer Pariaklasse herabgedrückt. Allein die Zeiten, wo das Volk sich ohne jeglichen Widerstand unter das Joch des Absolutismus beugte, waren auch für Piemont vorüber. Die Ideen der französischen Revolution waren zu tief in die Volksseele eingedrungen, als daß sie mit den kleinlichen Mitteln der wiedererstandenen Tyrannei daraus hätten entfernt werden können. Das Volk duldete und schwieg, aber in seinem Innern und insbesondere in den Herzen der Jugend wuchs die Liebe zur Freiheit um so mächtiger empor, je mehr man sich Mühe gab, sie zu unterdrücken. Die draußen verpönte Freiheit des Denkens und Redens zog sich in den stillen Kreis der Familie zurück. Hier wurde die heilige Flamme der Vaterlandsliebe genährt, hier wurden die geistigen Waffen geschmiedet, die sich später so siegreich bewähren sollten. In dem gastlichen Hause der Familie Levi verkehrten mehrere gebildete und freiheitsliebende Männer, unter anderen auch ein Bruder des edlen Dichters Silvio Pellico, dessen ergreifende Schilderung seiner fünfzehnjährigen Kerkerhaft auf dem Spielberge bei Brünn (le mie Prigioni) Österreich bekanntlich mehr Schaden zugefügt hat, als es eine ganze wohlausgerüstete Armee hätte thun können. Die Gespräche, die hier geführt wurden, konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf das Gemüt des geweckten Knaben, der schon frühzeitig ungewöhnliche Begabung und einen stolzen unab-

hängigen Sinn verriet. Die Eindrücke seiner Kinderjahre brachten ihm die Überzeugung bei, daß die Leiden seiner Glaubensgenossen und die seines Vaterlandes aus derselben Quelle flossen, und so faßte mit dem Hasse gegen die Tyrannei die zwiefache Liebe zu Israel und zu Italien, die sein ganzes Leben und Wirken beherrschen sollte, gleich feste Wurzeln in seinem jungen Herzen.

Zweites Kapitel.

Barmizwafeier. — Schuljahre in Vercelli. — Erste poetische Versuche. — Lektüre der Tragödien Niccolinis, Silvio Pellicos und anderer. — Erste Bekanntschaft mit den Werken Giordano Brunos. — Rückkehr nach Chieri. — Kampf um die Wahl des Lebensberufs. — Flucht nach Piacenza. — Aussöhnung mit den Eltern und Abreise nach Parma zum Besuche der dortigen Universität.

Der kleine David hatte inzwischen das dreizehnte Lebensjahr erreicht, und wurde kurz nach der in herkömmlicher Weise begangenen Barmizwafeier, bei welcher er in der Synagoge seinen Schriftabschnitt aus der Thora vorgelesen und darauf im Familienkreise eine Ansprache an die versammelten Gäste gehalten hatte, behufs weiterer Ausbildung zu nahen Verwandten nach Vercelli geschickt, wo er das von dem Rabbiner Felice Tedeschi vortrefflich geleitete Institut „Colonna e Finzi" besuchen sollte. Hier gefiel es unserem David

freilich ganz anders als in der Schule zu Chieri. Es wehte hier ein milder, moderner Geist, von dem er sich angenehm und wohlthuend berührt fühlte. Man begann damals gerade auch in Italien der Erziehungskunst mehr Sorgfalt zuzuwenden, als dies bis dahin der Fall gewesen war. Die Ideen eines J. J. Rousseau und eines Pestalozzi hatten sich auch hier Bahn gebrochen und konnten nicht verfehlen, auch auf die jüdischen Schulen einen wohlthätigen Einfluß auszuüben. Neben dem Unterricht in der Bibel und in der hebräischen Grammatik wurden in dem Institut auch profane Disziplinen, namentlich Latein und italienische Litteratur mit Erfolg gepflegt. In der Handhabung der hebräischen Sprache brachte es der junge Levi nach kurzer Zeit zu einer derartigen Fertigkeit, daß er, als sein Großvater starb, eine hebräische Elegie auf dessen Tod verfaßte, die ihm das Lob der Lehrer und den Beifall aller Kenner eintrug. Seine ersten italienischen Verse galten der Verherrlichung eines wegen revolutionärer Umtriebe zum Tode verurteilten jungen Landsmannes. Die freiheitliche Bewegung in Italien, die von den im Exil lebenden Dichtern und Aposteln wie Mazzini, Berchet und andere fortwährend genährt wurde, war zu jener Zeit eine so mächtige, daß selbst die unreife Schuljugend von derselben ergriffen wurde. Eines Tages, so erzählt der Dichter in seiner Selbstbiographie, kam ein aus Frankreich zurückkehrender piemontesischer Jüngling nach Vercelli.

All seine Bücher und Schriften waren ihm an der Grenze abgenommen worden, aber die Gedichte Giovanni Berchets, die der Jüngling getreulich seinem Gedächtnis eingeprägt hatte, konnten ihm von den Grenzwächtern nicht geraubt werden. So versammelte er denn um sich eine Schar von Knaben, unter denen auch der damals kaum vierzehnjährige David Levi sich befand, und mit glühender Begeisterung trug er ihnen die zündenden Verse des verbannten Freiheitsdichters vor, welche die Gemüter der an seinen Lippen hängenden jugendlichen Zuhörer in stürmische Erregung versetzten. Viele von den Gedichten wurden mehrfach abgeschrieben, an Eltern, Geschwister und Freunde verteilt und auswendig gelernt. Solche und ähnliche Vorgänge, sowie die Lektüre der Tragödien von Niccolini, Silvio Pellico, Manzoni und Marenco erregten die Phantasie des heranreifenden Knaben und nährten in seinem Innern die Schwärmerei für die Einheit und Freiheit Italiens. In Vercelli kamen ihm auch zum erstenmale durch einen Zufall die Werke Giordano Brunos in die Hand, und der trotzige, gewaltige Geist des großen Nolaners übte von da an einen so mächtigen Zauber auf ihn aus, daß er später immer wieder zu ihm zurückkehrte und, nicht zufrieden damit, in noch jungen Jahren das Leben und die Lehren des kühnen Denkers in einer Reihe von Artikeln, die in der Zeitschrift „La Ragione" erschienen, verherrlicht zu haben, demselben als Greis

noch ein besonderes umfangreiches Buch „Giordano Bruno o La Religione del Pensiero“ widmete, in dem er die Frucht seiner jahrelangen Studien und Untersuchungen über das Leben und die Werke dieses Märtyrers der Gedankenfreiheit niederlegte.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Vercelli kehrte der junge Levi auf Wunsch seiner Eltern wieder nach Chieri zurück. Seine Eltern hatten ihn für den Kaufmannsstand bestimmt. Er sollte einst das Geschäft seines Vaters weiterführen und wurde deshalb schon jetzt in dasselbe eingeführt, um die nötige Übung zu erlangen. Dies widersprach jedoch gänzlich seinen eigenen Plänen und Neigungen. Er hegte einen tiefen Widerwillen gegen alles, was mit dem Handel zusammenhing, er fühlte sich zu etwas Größerem geschaffen, und sein Geist sehnte sich aus der Enge des alltäglichen Lebens in die freien Regionen des Wissens und der Kunst hinaus. Dazu kam noch der Abscheu, mit dem ihn die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes erfüllten und der Druck, der namentlich auf seinen Glaubensgenossen lastete und der ihm, dessen Seele für Freiheit und Gleichheit aller Menschen glühte, mit jedem Tage unerträglicher ward. Während er über den Geschäftsbüchern saß und sich vergebens in dem Labyrinth des Soll und Haben zurechtzufinden suchte, irrten seine Gedanken in die Ferne und gaukelte ihm seine Phantasie verführerische Bilder von künftigem Dichterruhm und kühnen patriotischen Thaten

vor. Dieses inneren Kampfes endlich müde und an der Möglichkeit, den Widerstand seiner Eltern zu überwinden, verzweifelnd, beschloß er, heimlich Chieri zu verlassen und sich zunächst nach Piacenza zu begeben, wo eine freiere Luft wehte als in Piemont. Diesen Plan brachte er mit Hilfe zweier Vettern, die ihn mit den nötigen Mitteln versahen, auch bald zur Ausführung. Seine Eltern erschraken nicht wenig über sein rätselhaftes Verschwinden. Man suchte den Vermißten in der Umgebung von Chieri und in Turin, natürlich vergebens. Endlich kam ein Brief von ihm aus Piacenza, in welchem er seine Eltern für diesen eigenmächtigen Schritt um Verzeihung bat, sie aber zugleich himmelhoch anflehte und beschwor, sich seinem Herzenswunsche, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, nicht länger widersetzen zu wollen. Die Eltern, die wohl eingesehen haben mochten, daß er zu allem anderen eher als zum Kaufmann geeignet war, gewährten ihm denn auch die erbetene Zustimmung, unter der Bedingung freilich, daß er Jurisprudenz studieren und sich so zu einem praktischen Berufe vorbereiten sollte. Dankbaren Herzens und überglücklich, sich der Verwirklichung seiner Träume so nahe zu sehen, kehrte jetzt der Flüchtling in sein Elternhaus zurück, um kurz darauf, mit allem Nötigen ausgestattet, sich von dort an die Universität nach Parma zu begeben. An das viel näher liegende Turin hatte man nicht denken können, da, wie schon oben bemerkt

wurde, die Juden in Piemont von dem Besuche der öffentlichen Bildungsanstalten ausgeschlossen waren. Auch bei dieser Gelegenheit wurde er also an die demütigende Ausnahmestellung seiner Glaubens- und Stammesgenossen erinnert, und diese Demütigung mußte in dem Herzen des jungen Studenten einen um so schmerzlicheren Stachel zurücklassen, als er sich bewußt war, in der Liebe zu seinem Vaterlande hinter keinem seiner Mitbürger zurückzustehen. Auf solche Erfahrungen und Jugendeindrücke ist sicherlich auch jener scharfe, bisweilen sogar das gehörige Maß überschreitende polemische Ton zurückzuführen, den David Levi später oft in seinen Schriften gegen die herrschende Religion anschlug und der ihm viele erbitterte Gegner und Feinde erweckte. Doch kehren wir zu seinen Universitätsjahren zurück.

Drittes Kapitel.

Von Parma nach Pisa. — Philosophische Studien und unbefriedigter Drang nach Erkenntnis. — Lyrische Gedichte philosophischen Inhalts. — Von der Natur wendet sich D. Levi den alten Religionsurkunden zu. — Die Vedas. — Rückkehr zur Bibel, Brahmanentum und Judentum. — Ähnlichkeit zwischen dem Schicksal Italiens und dem Palästinas.

In Parma hielt er sich nicht lange auf. Es zog ihn nach Toskana, dem klassischen Boden der Kunst und der feinen Bildung, wo zu jener Zeit unter der milden Herrschaft Leopolds II. geistige und materielle Kultur in hoher Blüte standen und die hervorragendsten liberalen Geister Italiens, soweit sie nicht in der Verbannung lebten, sich zusammenfanden. So sehen wir ihn denn im Frühjahr 1836 nach Pisa übersiedeln, dessen Universität sich eines wohlverdienten vorzüglichen Rufes erfreute. Obgleich er nun, dem seinen Eltern gegebenen Versprechen gemäß, sich für das Rechtsstudium eingeschrieben hatte, widmete er doch den größten Teil seiner Zeit den litterarischen und philosophischen Studien, die seiner Neigung weit mehr entsprachen als die Jurisprudenz. Die ewigen Rätsel des Welt- und Menschenlebens, die sich jedem denkenden Menschen beim Erwachen seiner Vernunft aufdrängen, beginnen auch seinen Geist zu beschäftigen, und was ihn im Innersten bewegt, das Kämpfen und Ringen seiner Seele nach

Erkenntnis, kommt in einer Reihe lyrischer Gesänge zu dichterischem Ausdruck.

Von heißem Drange nach Wahrheit getrieben, eilt er von einem philosophischem System zum anderen, und von keinem befriedigt, sucht er durch eigene Betrachtung der Natur die in ihr geheimnisvoll waltende Urkraft selbständig zu erkennen und ihr das erlösende Wort zu entreißen. Allein die unbewußte und in sich abgeschlossene Natur vermag dem forschenden Geiste nichts über ihr eigenes Wesen, über Ursprung und Zweck ihres Seins zu enthüllen.

O Blume, du liebliches Wesen,
So zart und so frisch und so rein,
Ach könnte das Wort ich doch lesen,
Das tief in den Schoß dir hinein
Geheimnisvoll schrieb die Natur.
Was kündet das Lüftlein dir leise,
Wenn liebend und lau es dich wieget,
Was sagt dir der Schmetterling weise,
Der müde am Busen dir lieget
Vom Fluge durch sonnige Flur?

Mich laben des Morgenrots Düfte,
Erquicket der perlende Tau,
Ich liebe die kosenden Lüfte,
Ich liebe das heitere Blau,
Dem Lichte erschließ' ich den Schoß.
So lebe ich in mir zufrieden,
Und kenn' weder Ursprung noch Ziel,
Genieße mein Dasein hinieden
Und forsche und frage nicht viel,
Von wem mir geworden solch Los.

So von der Natur zurückgewiesen, wendet sich seine Betrachtung wieder den bewußten Schöpfungen des Menschengeistes zu, aber statt in den Gedankensystemen der Gegenwart sucht er jetzt in den alten Religionsurkunden der fernen Vergangenheit die Antwort auf die quälenden Fragen, die seine Seele bestürmen. Die Kenntnis der uralten Weisheit der Brahmanen, die im ersten Drittel dieses Jahrhunderts durch die Arbeiten der Jones, Wilson, Bopp, Schlegel, Lassen und Bournouf in England, Deutschland und Frankreich einen so mächtigen Aufschwung genommen hatte, fing gerade um jene Zeit an, auch in Italien sich zu verbreiten. Den Anstoß hierzu gab der Abbé Gaspare Corresio, ein engerer Landsmann unseres Dichters, durch seine von einer eleganten italienischen Übersetzung begleitete monumentale Ausgabe des Râmâyana. Diese neu entdeckte alte Weisheit übte eine bedeutende Anziehungskraft auf die gebildeten Geister der Zeit aus. Man verglich die Wedas mit der Bibel und glaubte in jenen gewissermaßen eine Selbstoffenbarung des noch unbefangen und mit der Natur in innigerer Fühlung lebenden Menschengeistes zu finden. Für die tief poetische Natur David Levis hatte das Studium jener alten Urkunden, in denen die Phantasie eine wahrhaft ungezügelte Oberherrschaft führt und einen überschwenglichen Reichtum an dichterischen Anschauungen und Formen entfaltet, noch einen eigenen unwiderste-

lichen Reiz. Ähnlich wie Goethe von der altpersischen Poesie, fühlte er sich von der altindischen Lehrdichtung angezogen. Aber je mehr er sich in das Studium derselben vertiefte, desto klarer ward es ihm, welch ein gewaltiger Abstand dieses verworrene Chaos von halb kindischen und halb greisenhaften Vorstellungen, in denen Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches durcheinander geworfen werden, von der erhabenen Klarheit und überwältigenden Majestät der Bibel trennt. Adlergleich schien ihm diese jetzt sich zu erheben über all die Religionssysteme des Orients, die man mit ihr hatte vergleichen wollen. In jenen gewahrte er nichts als eine übermächtige Natur, von der selbst die Gottheit sich nicht losmachen, nicht befreien kann, und die mit ihren gewaltigen Erscheinungen den Menschengeist erdrückt und zermalmt; in dieser fühlte er überall das Wehen des Gottesgeistes, der durch einen freien Willensakt das Weltall erschaffen und allen Dingen Maß und Gesetz gegeben. Dort Fatalismus und eiserne Notwendigkeit, hier Freiheit des Willens und Streben nach höchster Vollkommenheit; dort Stillstand und starre Unbeweglichkeit, hier Fortschritt und Entwickelung; dort endlich Scheidung der Menschen in Kasten, in Unterdrücker und Unterdrückte, hier Gleichheit aller Menschen, Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Dieser letztere Gegensatz war es vornehmlich, der den jungen, für Freiheit und Gleichheit begeisterten Dichter ebenso sehr zur

Bibel hinziehen, wie von dem Brahmanentum abstoßen mußte. Er lernte jetzt den Glauben seiner Väter von einer neuen Seite würdigen.

In ihm fand er den höchsten und reinsten Ausdruck seiner eigenen Ideale, und zugleich mit der Liebe zu seinem Vaterlande erstarkte in seinem Innern immer mehr die Liebe zum Judentum. Das Studium der Geschichte Israels ließ ihn eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Schicksal Italiens und dem Palästinas entdecken, und beider Unglück fand einen tiefen Wiederhall in seiner Dichterseele.

Und zweifachen Zions Verbannter ich bin,
Zu zweifachem Zion, ach, zieht es mich hin;
Doch wehe! im Elend muß beide ich schauen,
Und einsam und traurig durch düsteres Thal
Sich wälzet der Jordan und stöhnet, o Qual!
Die Woge des Tibers, sie seufzet, o Grauen!

Viertes Kapitel.

Eintritt in den Geheimbund „La giovane Italia." — Liberale Propaganda. — Ein Duell und dessen Folgen. — David Levi wird an der Universität Siena zum Dr. juris promoviert. — Reise nach Paris. — Beziehungen zu Terenzio Mamiani, zu La Farina und anderen hervorragenden Emigranten. — Geheime Mission nach Venedig. — Die Unternehmung der Brüder Bandiera. — Elegie auf deren Tod.

Allein David Levi war nicht dazu geschaffen, seine Kräfte im müßigen Klagen und in thatenloser Schwärmerei zu vergeuden, sein feuriges Temperament drängte ihn zu thätigem Eingreifen in den Gang der Ereignisse. Manzonis sanfte Resignation und ruhige Beschaulichkeit waren ihm zuwider, seine Vorbilder waren Mazzini und Berchet, deren mächtige Stimme von jenseits der Alpen herüber drang, die Gemüter aufrüttelte und zum Kampfe für die Freiheit begeisterte. „Der Manzonische Hymnus," sagt er einmal, „hätte ein Volk von Seminaristen heranbilden können, das Lied Berchets schuf ein Volk von Heroen."

Kaum zwanzig Jahre alt, war er bereits in den von Mazini gegründeten und über ganz Italien verbreiteten politischen Geheimbund „Das junge Italien", eingetreten. Der später von den toskanischen Kammern zusammen mit Mazzoni und Guerrazzi zum Triumvir ernannte Dichter und Philosoph Giuseppe Montanelli hatte damals einen Lehrstuhl in der Universität zu Pisa

inne, und durch ihn, der an dem genialen, jungen Patrioten besonderen Gefallen gefunden hatte, wurde David Levi mitten in das Getriebe der weitverzweigten Agitation eingeführt und mit den Häuptern der nationalen Partei bekannt gemacht. Bei seinen öftern Reisen von Pisa nach Piemont hatte er Gelegenheit, der Partei vortreffliche Dienste zu leisten, indem er in den verschiedenen Städten, in denen er sich aufhielt, teils neue Zweigvereine gründete, teils den Gedankenaustausch unter den bereits bestehenden vermittelte. Trotz dieser politischen Thätigkeit und der vorwiegenden Beschäftigung mit Philosophie und Poesie hatte D. Levi jedoch auch die Rechtsstudien nicht vernachlässigt, und er war gerade im Begriffe, sich für die Entlassungsprüfung vorzubereiten, als er durch einen Zwischenfall gezwungen wurde, Pisa zu verlassen. Bei einem aus geringfügiger Veranlassung entstandenem Wortstreite zwischen ihm und einem schweizerischen Kollegen, hatte der Schweizer sich zu einer beleidigenden Äußerung gegen die Juden im allgemeinen hinreißen lassen. Als Antwort erfolgte darauf eine kräftige Ohrfeige, und ein Duell war unvermeidlich. Dieses fand denn auch in einem Walde nahe bei Pisa statt, und der Schweizer wurde schwer verwundet nach Hause getragen. Die Sache wurde bekannt, und David Levi mußte, von der Polizei verfolgt, eiligst Pisa den Rücken kehren. Mit Hilfe eines seiner Freunde, des Marchese Domenico Franzoni, der ihm seinen eignen

Reisepaß zur Verfügung stellte, floh er nach Genua und von dort nach Chieri. In dem darauffolgenden Jahre wäre er gern nach Pisa zurückgekehrt; da ihm dies jedoch von seinen dortigen Freunden widerraten wurde, ging er nach Siena und wurde ein Jahr später (1841) an der dortigen Universität zum Dr. juris und Rechtsanwalt promovirt. Nun kehrte er in seine Heimat zurück. Die schwüle reaktionäre Atmosphäre, die in Piemont herrschte, machte ihm jedoch einen längeren Aufenthalt daselbst unerträglich. Es trieb ihn mit unwiderstehlichem Drange nach Paris, auf welches damals die Augen aller unterdrückten Völker gerichtet waren, und wo die Elite der italienischen Patrioten und Freiheitsapostel versammelt war. Kaum dort angelangt, trat er in Beziehungen zu Terenzio Mamiani, Giuseppe La Farina, Giovanni Berchet, Marchese Giorgio Pallavicino und zu andern hervorragenden Mitgliedern der italienischen Emigration. Hier lernte er auch Mazzini kennen, der von London aus öfters im Geheimen nach Paris kam, um seinen Gesinnungsgenossen Verhaltungsmaßregeln zu geben und wichtige Parteiangelegenheiten mit ihnen zu beraten. Hier in Paris war es, wo in den geheimen Zusammenkünften, die im Hause Giuseppe Ricciardis stattfanden, die tollkühne Unternehmung der Brüder Bandiera, welche die Abschüttelung des österreichischen Joches zum Ziele hatte, geplant und vorbereitet wurde. Die Brüder Attilio und Emilio Bandiera,

die von fanatischem Haß gegen Österreich erfüllt waren, wollten, verleitet durch das falsche Gerücht, daß ganz Süditalien in Gärung wäre und nur auf das Zeichen zum Losschlagen wartete, mit einigen Schiffen in Calabrien landen und sich an die Spitze der Insurgenten stellen, während gleichzeitig Piemont, die Lombardei und Venedig sich erheben sollten. David Levi wurde zuerst nach Piemont und dann zusammen mit Graf Bevilacqua nach Venedig entsandt, um das Feuer zu schüren und die Gemüter für den Kampf um die Einheit und Freiheit Italiens zu entflammen. Das waghalsige Unternehmen der Bandiera mißlang. Der Verrat war ihnen vorausgeeilt und bei ihrer Landung in Calabrien fielen sie in die Hände der Österreicher, wurden wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und am 5. Juli 1844 in Cosenza erschossen. Als die Kunde hiervon nach Venedig drang, widmete David Levi dem Andenken der jugendlichen Märtryer eine erschütternde Elegie, in welcher er mit zündenden und leidenschaftlichen Worten zur Rache an ihren Henkern auffordert. Auch in diesen von Zorn und Schmerz durchbebten Versen verrät sich der tiefe Kenner und Bewunderer der Bibel, denn es ist offenbar eine Reminiscenz an Richter 19, 29, wenn er ausruft:

„Verteilet sie diese Gebeine, und jegliche Stadt
Vom Meere bis hin zu den Alpen bewahre ein Stück.
Nicht weinen jetzt sollt ihr, nicht klagen, nur küssen sie satt,

Und schwören, zum Himmel erhebend den Blick,
Wenn einst sich Italien erhoben in flammender Glut,
Zu rächen, zu sühnen der Märtyrer Blut."

Fünftes Kapitel.

Anziehungskraft Venedigs. — Verschiedene lyrische Gedichte und der erste Entwurf zu dem Drama „Il Profeta". — Schmerz und Entrüstung über die unwürdige Behandlung der Juden in Piemont. — Die Liebe zum Judentum vermindert nicht, sondern, vermehrt noch die Liebe zu Italien, diese beiden Gefühle sind in dem Herzen David Levis aufs innigste mit einander verbunden. — Das wirkliche und das ideale Vaterland.

Trotzdem seine politische Mission nach dem Mißlingen der Unternehmung zu Ende war, konnte er sich doch nicht so bald von Venedig losreißen. Die herrliche Lagunenstadt mit ihren wie auf dem Wasser schwimmenden prächtigen Marmorpalästen, mit ihrem tiefblauem Himmel und den leise und träumerisch plätschernden Wogen, übte einen unwiderstehlichen Zauber aus auf seine Phantasie und regte ihn zu neuem dichterischen Schaffen an. Aus dieser Zeit stammt eine Reihe von Gedichten, in denen die Gedanken zum Ausdruck kommen, welche bald das Meer mit seinen geheimnisvollen unergründlichen Tiefen, bald eine vorübergleitende Gondel, bald der nächtliche Sternenhimmel mit seinen zahllosen im Raume kreisenden Welten in seinem Geist wachriefen.

Gleichfalls um diese Zeit entstanden die drei speziell auf das Judentum bezüglichen Gedichte, „die drei Pilger", „der ewige Jude" und „die Bibel", sowie der erste Entwurf zu dem Drama „Il Profeta." In diesen äußert sich einerseits seine glühende Begeisterung für die erhabenen Ideen und die glorreiche Geschichte des Judentums, sowie der feste Glaube an dessen Zukunft und weltgeschichtliche Mission; andererseits kommt hier der tiefe Groll zum Durchbruch, der sich in dem Herzen des Dichters seit den Tagen seiner Kindheit angesammelt hatte über den Druck, der auf seinen Glaubensgenossen lastete und über die demütigende Zurücksetzung, die sie bei jeder Gelegenheit erfuhren, und von der seine stolze Dichterseele sich aufs tiefste verletzt fühlte. „Schon als Knabe," sagt er später in seiner Selbstbiographie,*) „fühlte ich das Blut in mir kochen bei dem Anblick all dieser Ungerechtigkeit, und kaum zum Jüngling herangereift, richtete ich all meine Gedanken und die ganze Kraft meiner Seele darauf, sie zu bekämpfen und abzuwehren. Und wenn ich um mich schaute, drängte sich mir die Überzeugung auf, daß wir, die Unterdrückten mehr wert waren, als die Unterdrücker. In jenen verachteten und abgelegenen Wohnungen blühten die schönsten häuslichen Tugenden, Ehrfurcht vor dem Alter, Achtung vor dem Weibe und Liebe zu den Eltern; dort fandest du Streben nach

*) Vita di Pensiero 203 ff.

Bildung und Wissen, Ausdauer und Fleiß bei der Arbeit, Vorzüge, die man zu jener Zeit bei den herrschenden Klassen vergebens gesucht haben würde." Dieser tiefe und energische Unwillen über die ungerechte und schmähliche Behandlung, unter der seine Glaubensgenossenschaft zu leiden hatte, beeinträchtigte jedoch in keiner Weise seine Liebe zum Vaterlande, sondern fachte sie im Gegenteil nur zu umso helleren Flammen an. Es ist überhaupt von eigenem psychologischem Interesse, zu beobachten, wie diese beiden Empfindungen, die Liebe zu Israel und zu Italien in dem Gemüte des Dichters so eng mit einander verbunden sind, daß sie wie zwei gleichgestimmte Saiten erscheinen, von denen jede immer mitschwingt, wenn die andere berührt wird. So sitzt er einst in traurige Gedanken versunken am Lido zu Venedig und an sein ideales wie an sein wirkliches Vaterland denkend, ruft er klagend aus:

„Zion! — Italien! o Leuchten der Welt,
Die ihr das nächtliche Dunkel erhellt,
Zum Lichte ihr führtet die Völker, zum Glanz,
Im Ruhm, wie im Leiden seid Schwestern ihr ganz.
Die Gipfel des Schönen und Wahren so steil
Erklommet ihr beide, der Menschheit zum Heil
Zu göttlicher Höhe den Menschengeist trug
Empor euer mächtiger, glänzender Flug.

Zion! — Italien! mein Herz, mein Gemüt
In flammender Liebe für euch nur erglüht.
Zion! — Italien! vor Sehnsucht verzehrt,
Nur euch meine dürstende Seele begehrt.

Verwitwet und einsam irrt Rahel umher,
Und niemand erleichtert ihr Schicksal so schwer,
In Fesseln verschmachtet Italien als Magd,
Und niemand die Fessel zu lösen ihr wagt."

Sechstes Kapitel.

Pius IX. und die Hoffnungen der Liberalen. — Viva Pio IX.! — Ode an den Papst. — Einfluß der Reformen Pius' IX. auf die andern Staaten Italiens. — Petition des Marchese Roberto D'Azeglio zu Gunsten der Nichtkatholiken.

So hatte David Levi im Frühling des Jahres 1846 gesungen. Da leuchtete ihm auf einmal ein Hoffnungsstrahl auf, und es schien als sollte sein zweifaches Seelenleid in Bälde eine Linderung erfahren. Am 16. Juni desselben Jahres bestieg Graf Giovanni Mastai-Ferretti unter dem Namen Pius IX. den päpstlichen Thron. Da von ihm bekannt war, daß er die strengen, reaktionären Maßregeln seines Vorgängers, Gregors XVI., nicht gebilligt hatte, knüpften die Liberalen in Italien an seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl die weitgehendsten Hoffnungen. Und als derselbe nun gar bald darauf eine allgemeine Amnestie erließ und einige Reformen in liberalem Sinne in Angriff nahm, da loderte der Enthusiasmus in den leicht entzündlichen Gemütern der Italiener zur hellen

Flamme empor, und der neue Papst ward mit einem Schlage der gefeiertste und populärste Mann in Italien. Viva Pio Nono! hallte es von einem Ende der Halbinsel bis zum andern. Kein Wunder, daß auch unser Dichter von diesem Begeisterungssturm ergriffen wurde, und wie es allzeit des wahren Dichters Aufgabe ist, sich zum Dolmetsch dessen zu machen, was die Gemüter der Besten seiner Zeit bewegt, so drängte es auch D. Levi, den Hoffnungen und Bestrebungen aller liberalen Geister Italiens, in einer an Pius IX. gerichteten Ode dichterischen Ausdruck zu verleihen. „Er, Pius, sei von der Vorsehung dazu berufen, dem Elend und der Schmach seines Vaterlandes ein Ziel zu setzen. Ihn habe der Himmel gesandt als Retter und Befreier seines Volkes. So möge er denn das große Werk vollbringen und Italiens Stämme zu einem Bunde vereinigen, in dem Freiheit und Recht herrsche, und um alle ein Band der Liebe sich schlinge. Er möge aber auch diejenigen nicht vergessen, die, seit Jahrhunderten unterdrückt, bis jetzt kein Erbarmen fanden, und deren Klage bisher ungehört verhallte. Es lebe droben ein Gott, der jede ihrer Thränen zähle und sammle und ihre Klagen endlich erhören werde. „Zu ihnen wende dich, o Pius," so ruft der Dichter zuletzt aus, „reiche deine mächtige, ruhmreiche Hand, die schon so vielen Verwundeten Heilung brachte, auch diesen Unterdrückten; nicht umsonst hat der Himmel sie inmitten so langer

und schwerer Leiden erhalten; ihre glorreiche Vergangenheit und das Licht, das von ihnen ausgegangen ist, deutet darauf hin, daß sie auch für die Zukunft noch zu Großem bestimmt sind." Diese Ode kam dem damals an der Spitze der liberalen Bewegung in Toskana stehenden Marchese Gino Capponi zu Gesicht, dieser las sie unter andern seinem Freunde Niccolo Tomaseo vor und beide beschlossen, dieselbe, nach eingeholter Erlaubnis des Dichters, dem Papste zu überreichen. Pius IX. nahm die Ode gnädig auf und ließ dem Verfasser seinen Dank und seinen apostolischen Segen entbieten. Ob die mildere Stimmung des Papstes gegen die Juden dem Eindrucke dieser Ode zuzuschreiben sei, oder ob sie vielmehr nur eine Folge der allgemeinen liberalen Strömung war, die damals in Italien wie in den übrigen Ländern Europas zur Herrschaft kam, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Thatsache ist, daß kurz darauf die Mauern des Ghettos auf Befehl des Papstes niedergerissen wurden. Durch die Reformen Pius' IX. war die liberale Bewegung in Italien eine so mächtige geworden, daß auch die übrigen Fürsten wohl einsehen mochten, daß sie sich derselben für die Dauer nicht würden entziehen können. Zudem reizte die Popularität, die sich der neue Papst durch seine Zugeständnisse erworben hatte, zur Nachahmung, und namentlich Karl Albert von Savoyen, in dessen Familie die ehrgeizige Tradition genährt wurde, daß

sie zur Herrschaft über ganz Italien berufen sei, mochte nicht hinter dem Papste zurückbleiben, und so entschloß er sich denn nach langem Hin- und Herschwanken endlich, gegen Ende des Jahre 1847 einige der dringendsten und von der öffentlichen Meinung am lautesten geforderten legislativen Reformen zu gewähren. Es verdient zum Lobe der damaligen piemontesischen Liberalen hervorgehoben zu werden, daß sie in jenem ersten Jubelrausche der Freiheit auch ihrer nichtkatholischen Brüder nicht vergaßen. Im Oktober 1847 waren die ersten freiheitlichen Gesetze verkündet worden und schon im November desselben Jahres wurde eine von dem Marchese Roberto D'Azeglio angeregte und von 600 der gebildetsten und angesehensten Männer des Königreichs unterschriebene Petition bei dem Könige eingereicht, in welcher die politische und bürgerliche Gleichstellung der Protestanten und der Juden gefordert wurde;*) eine Forderung, die erst in dem darauf folgenden Jahre ihrem vollen Umfange nach gewährt werden sollte.

*) Siehe J. Rignano: Della Uguaglianza civile e della libertà dei culti secondo il diritto pubblico del Regno d'Italia. Livorno 1885, S. 6.

Siebentes Kapitel.

Rückkehr nach Piemont. — Journalistische Thätigkeit. — „Das große Jahr.“ — Aufstand der Lombardei und Venedigs. — Kriegsgesänge. — Die öffentliche Meinung in Piemont und die Unentschlossenheit der Regierung. — Rückzug der Österreicher und Karl Alberts Einzug in die Lombardei. — Teilnahme der anderen Staaten Italiens an dem Kriege gegen Österreich. — Hoffnungen und Zukunftsprogramme. — Das Programm David Levis in der Einleitung zu seinem Buche Patria ed Affetti.

Diese günstige Wendung der Dinge und die Hoffnung, nunmehr offen für die Sache der Freiheit und für die Einheit Italiens auftreten zu können, veranlaßte unsern Dichter, gleich vielen anderen Patrioten, die bis dahin in freiwilliger Verbannung gelebt hatten, in die Heimat zurückzukehren. Hier begann er sofort eine rastlose journalistische Thätigkeit zu entfalten und im Verein mit Lorenzo Valerio, Correnti, Spaventa, Crispi, Giuseppe La Farina, Giorgio Pallavicini und andern half er nach einander die liberalen Zeitschriften La Concordia, La Libertà, Il Diritto mitbegründen. Es kamen inzwischen die Märztage des Jahres 1848, „des großen Jahres,“ in dem der Geist der Freiheit wie ein Orkan durch ganz Europa dahinbrauste, daß die mächtigsten Fürsten auf ihren Thronen erbebten und die Völker von der Themse bis zum Schwarzen Meere wie auf Verabredung sich erhoben, um ihre Jahrhunderte lang mit Füßen getretenen Menschen-

rechte mit bewaffneter Hand zurückzufordern. Ermutigt durch den günstigen Ausgang der Revolution von Palermo und Paris und ganz besonders durch die Nachrichten von den ernsten Verlegenheiten, in denen sich die österreichische Regierung damals befand und von den Konzessionen, zu denen sie sich infolge des Wiener Volksaufstandes hatte herbeilassen müssen, erhoben sich auf einmal die Lombardei und Venedig, um das verhaßte österreichische Joch abzuschütteln. Unter der großen Zahl junger Freiwilliger, die aus allen Teilen Italiens herbeieilten, um für die Freiheit zu kämpfen, befand sich auch David Levi, der, ähnlich wie Theodor Körner, mit „Leyer und Schwert," zugleich gegen die Feinde seines Vaterlandes zu Felde zog. Seinem Hymnus auf die Revolution von Palermo ließ er einen von wilder Begeisterung durchglühten Kriegsgesang „L'Italiana" folgen, der von dem Maestro Toroni in Musik gesetzt, als eine Art italienischer Marseillaise mit großem Beifall aufgenommen und vielfach gesungen wurde. Die nationale Partei in Italien und namentlich in Piemont drängte zur That und forderte sofortige Kriegserklärung gegen Österreich. Allein die Regierungen zögerten; sie wollten erst abwarten, welche Wendung die Dinge in der Lombardei nehmen würde. Als aber die Nachricht von dem Siege der Aufständischen und dem Rückzuge der österreichischen Besatzung eintraf, da erhob sich in ganz Italien ein

Sturm der Begeisterung und Carl Albert rückte an der Spitze seiner Truppen in die Lombardei ein. Auch die andern italienischen Staaten folgten jetzt seinem Beispiele und sandten Hilfstruppen auf den Kriegsschauplatz, und der Papst selbst ermahnte zu einträchtigem Zusammenhalten und eiferte zur Teilnahme an dem Unabhängigkeitskriege an. So schien mit dem Frühling 1848 auch ein neuer Völkerfrühling für Italien gekommen zu sein. Man gab sich in Bezug auf den Ausgang des Krieges den glänzendsten Illusionen hin und begann nun ernstlich zu erwägen, was nach dem Siege geschehen solle. In jenen Tagen froher Erwartung veröffentlichte David Levi sein erstes Buch Patria ed Affetti, welches eine Sammlung der von uns bereits erwähnten und mehrerer anderer Gedichte ähnlichen Inhalts enthält. Die einleitenden Worte, die er diesem Buche vorangehen ließ, sind ebensowohl für die Zeit, als auch für den Gedankenkreis, von dem der Dichter damals beherrscht wurde, charakteristisch und interessant.

Er begrüßt mit Begeisterung die neue Zeit und die Morgenröte der Freiheit, die für Italien angebrochen sei. Er sieht die Träume seiner ersten Jugendjahre in Erfüllung gehen. Ein neuer Geist ist erwacht und durchschreitet die Halbinsel von einem Ende bis zum andern. Gleich gewaltigen Bergströmen haben die Völker Italiens sich in die lombardische Ebene ergossen,

um den Kampf für die Freiheit aufzunehmen und durchzufechten. Der Sieg kann verzögert werden, aber nicht ausbleiben, denn wenn eine Nation will, giebt es keine menschliche Macht, die etwas gegen sie auszurichten vermöchte; wenn der Geist der Freiheit sich eines Volkes bemächtigt hat, wer könnte seinem gewaltigen Vorwärtsdringen Einhalt thun? Wird es aber gelingen, den Traum der Jahrhunderte von einem freien und einigen Italien zu verwirklichen? Gewiß wird es dazu noch langer Zeit bedürfen. Denn selten oder niemals gelangt die Idee auf dem geradesten und kürzesten Wege zur Erfüllung. Die Wirklichkeit hat ihre Ansprüche, das praktische Leben fordert seine Opfer und der Erfolg seine Zugeständnisse. Aber das Ziel muß fest im Auge behalten werden. Einigkeit! sei daher das Losungswort jedes guten Italieners, Einigkeit! das Feldgeschrei aller derjenigen, die ein starkes und geeinigtes Vaterland als höchstes Ziel erstreben.

Der Zusammenschluß einer Nation zu einem einheitlichen Volksorganismus kann aber auf zwiefache Weise geschehen: entweder durch die Konzentrierung aller Macht in einer Persönlichkeit und aller treibenden Kräfte der Nation in einer Stadt, oder durch einen langsam sich vollziehenden Ausgleichungs- und Anpassungsprozeß der in den verschiedenen Einzelstaaten herrschenden Gesetze, Sitten und Regierungseinrichtungen. Nur auf diesem letzteren Wege kann die Einheit Italiens

zu Stande kommen. Ihre notwendigen Vorbedingungen sind die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und eine durchaus demokratische Staatsverfassung. Welches auch immer die zu wählende Regierungsform sein möge, so muß sie auf demokratischen Grundlagen aufgebaut werden und aus dem Willen des ganzen Volkes hervorgehen. Soll daher die künftige Regierungsform die Monarchie sein, so kann und darf es nur eine von dem ganzen Volke frei gewählte repräsentative Monarchie sein. Vor allem aber thut not, daß die verschiedenen Stämme Italiens in engere wirtschaftliche und geistige Beziehungen zu einander treten und so allmählich das Gefühl der Solidarität und der Zusammengehörigkeit unter ihnen erstarke. Die Erreichung dieses Zieles kann durch Abhaltung wissenschaftlicher und litterarischer Kongresse, durch die Feier gemeinsamer, nationaler Feste, sowie durch Ausbreitung eines Eisenbahnnetzes über die ganze Halbinsel wesentlich gefördert und erleichtert werden.

Achtes Kapitel.

Die Hoffnungen der Italiener werden durch den Sieg der Österreicher bei Novara enttäuscht. — Reaktion in Italien. — Flucht Pius' IX. und seine Rückkehr unter dem Schutz der Franzosen. — Flucht Karl Alberts und Thronbesteigung Victor Emanuels I. — Das Drama: Die Märtyrer von Neapel im Jahre 1799. — Artikel über Giordano Bruno. — Er begründet zusammen mit dem Marchese Giorgio Pallavicini die Unione Nazionale. — Er kämpft für die Teilnahme Sardiniens an dem Krimkriege. — Der Krieg von 1859. — Giebt eine Sammlung patriotischer Gedichte heraus und widmet dieselbe Giuseppe Garibaldi, welcher eines davon in Musik setzen läßt.

Dies waren ungefähr die Gedanken, die David Levi in der Einleitung zu seinem, im Frühling des Jahres 1848 erschienenen Buche „Patria ed Affetti", in der sichern Erwartung, daß der begonnene Krieg mit dem Siege Italiens endigen würde, entwickelte. Allein diese Erwartung sollte bekanntlich aufs grausamste getäuscht werden. Die geringen und schlecht geschulten italienischen Streitkräfte unterlagen bald der Übermacht der von Radetzky geführten österreichischen Truppen, welche in kurzer Zeit die Lombardei und Venedig wieder eroberten. Vergebens versuchte Karl Albert im März des Jahres 1849 noch einmal das Waffenglück, durch die Schlacht bei Novara war der Krieg definitiv zu Gunsten Österreichs entschieden. Nicht wenig hatten zu diesem Ausgange beigetragen die inneren Unruhen, welche in jedem der Einzelstaaten Italiens ausgebrochen

waren, sowie die Uneinigkeit derselben untereinander, wodurch ein kräftiges und erfolgreiches Zusammenwirken unmöglich wurde. In ganz Italien trat wieder einmal eine Reaktion ein und der Absolutismus feierte seine letzten Triumphe. Selbst Pius IX., der, als er die von ihm selbst heraufbeschworenen Geister wieder zu bannen vermocht hatte, vor der Wut des Pöbels aus Rom hatte fliehen müssen, zog jetzt, unter dem Schutze der französischen Waffen dahin zurückgekehrt, die von ihm gewährten Freiheiten zurück und stellte das absolute Regime wieder her. Nur in Piemont, wo an Stelle Karl Alberts, der nach der unglücklichen Schlacht bei Novara nach Portugal entflohen war, der junge Viktor Emanuel den Thron bestieg, blieben die liberalen Institutionen unangetastet stehen. Die schmerzliche Enttäuschung, mit der die Liberalen Italiens das von ihnen heiß ersehnte und so nahe geglaubte Ziel wieder in weite Ferne gerückt sahen, vermochte jedoch nicht den Mut und die Begeisterung unseres Dichters herabzustimmen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und auf den endlichen Sieg seiner Ideale in seiner Brust zu ersticken. Und um seine Landsleute zur Ausdauer im Kampfe für die heilige Sache anzufeuern, schrieb er sein Drama „Die Märtyrer von Neapel im Jahre 1799", welches in Turin wiederholt mit großem Erfolge aufgeführt wurde. Gleichzeitig arbeitete er zusammen mit dem Philosophen Ausonio Franchi an

der Zeitschrift „La Ragione" mit, wo er eine Reihe interessanter und bedeutsamer Artikel über Giordano Bruno veröffentlichte. Von den Liberalen als Kandidat für das sardische Parlament aufgestellt, wurde seine Wahl von den Reaktionären und Klerikalen aufs heftigste bekämpft und vereitelt. Allein durch diese Niederlage nicht entmutigt, fuhr er fort, für die liberale Sache unermüdlich zu wirken. Im Vereine mit La Farina und Giorgio Pallavicini begründete er die „Nationale Vereinigung", welche bald der Brennpunkt für die Einheitsbestrebungen aller Liberalen Italiens wurde. Als der Krimkrieg ausbrach, trat David Levi in einer Reihe von Artikeln, die er unter dem Pseudonym „Julius" in der „Ragione" veröffentlichte, mit großer Entschiedenheit für die Beteiligung Sardiniens an demselben ein. Er erkannte mit staatsmännischem Blick, daß der Anschluß Sardiniens an die Liga der Westmächte dazu dienen würde, die Aufmerksamkeit Europas auf Italien wach zu erhalten, und der Erfolg entsprach diesen Erwartungen. Italien erhielt dadurch Gelegenheit seine Stimme auch bei dem Friedenskongreß zu Paris laut zu erheben. Als sodann im Jahre 1859 der Krieg ausbrach, in dem Italien nicht mehr allein gegen Österreich stand, sondern in Frankreich einen mächtigen Verbündeten hatte, veröffentlichte David Levi unter dem Titel „Martirio e Redenzione" eine Sammlung patriotischer Gesänge, welche in flammenden Worten

zum heiligen Kampfe gegen den Erbfeind und Bedrücker des Vaterlandes aufforderten. Das Buch ist Giuseppe Garibaldi gewidmet und beginnt mit einem Kriegslied, welches bereits vorher für die von Garibaldi angeführte Freiwilligen-Legion gedichtet und auf dessen Veranlassung in Musik gesetzt worden war. Wunderbare Fügung der Vorsehung! Zum zweitenmale zogen jetzt die Nachkommen der alten Römer unter den Klängen eines von einem Sohne Israels und Nachkommen der alten Zionssänger verfaßten Liedes in den Kampf für die Freiheit.

Neuntes Kapitel.

Eine neue Sammlung patriotischer Gesänge. — David Levi wird in das italienische Parlament gewählt. — Parlamentarische Thätigkeit. — Seine Polemik gegen die Fortdauer der weltlichen Herrschaft des Papstes zieht ihm den Haß der klerikalen Partei zu, die seine Wiederwahl vereitelt. — Vollendung des Dramas „Il Profeta". — Im Jahre 1877 wird er wieder ins Parlament gewählt, zieht sich aber kurz darauf definitiv von dem politischen Leben zurück.

Den Sieg der Verbündeten, der im wesentlichen durch die Schlacht bei Magenta entschieden wurde, begrüßte David Levi mit einer neuen Sammlung patriotischer Gesänge, die er unter dem bezeichnenden Titel „Von Novara nach Magenta" herausgab. In dem

darauffolgenden Jahre (1860) wurde er zum erstenmale ins Parlament gewählt. Hier trat er in enge freundschaftliche Beziehungen zu Rattazzi und Cavour, welch letzterer ihn wiederholt mit wichtigen, politischen, Missionen betraute. In der historischen März-Sitzung, in welcher Cavour zum erstenmale öffentlich Rom als zukünftige Kapitale Italiens proklamierte, brachte D. Levi folgende Tagesordnung ein: „Indem die Kammer die Regierung auffordert, dafür zu sorgen, daß jede fremde Occupation in Rom aufhöre, und ein organisches Statut zu schaffen, welches geeignet sei, den Staat auf fester und freiheitlicher Grundlage aufzubauen und ihn von jeder fremden Autorität zu emanzipieren, geht dieselbe zur Tagesordnung über." In der ausführlichen Motivierung dieses Antrages betonte er die Notwendigkeit, dem festgefügten kirchlichen Organismus einen ebenso festen einheitlichen Staatsorganismus gegenüberzustellen, einen Staat, der seiner eigenen Kraft und seines eignen Rechtes bewußt, kein anderes Gesetz über sich anerkenne als das der ewigen Gerechtigkeit und kein anderes Ziel habe als die Wohlfahrt aller seiner Bürger. In demselben Jahre lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch sein entschiedenes und mannhaftes Auftreten in der Bekämpfung der Regierungsvorlage, vermöge welcher der Ausbau der süditalienischen Eisenbahnen einer ausländischen Gesellschaft übertragen werden sollte. In einer, von patriotischem Feuer durchglühten

und an einzelnen Stellen zu schwungvollem Pathos sich erhebenden Rede führte er aus, wieviel vorteilhafter in finanzieller, ökonomischer und politischer Beziehung es wäre, wenn der Staat die großen Linien auf eigene Rechnung und die kleineren mittels Wettbewerbung der nationalen Privatindustrie ausführen ließe. So werde der Unternehmungsgeist im Volke angeregt, die schlummernden Energieen geweckt und die nationale Arbeitskraft ermutigt und gefördert werden, anstatt daß durch die Annahme der Regierungsvorlage ein Teil des nationalen Kapitals ins Ausland wandere, wichtige Eisenbahnstrecken in den Händen einer fremden Gesellschaft verbleiben und der heimische Unternehmungstrieb im Keime erstickt werde. „Nicht also, meine Herren, ruft er aus, werden Nationen zu neuem Leben erweckt. Nur aus den eigenen Kräften eines Volkes kann ihm ein dauerndes und kraftvolles Leben erblühen.“*) Die Regierungsvorlage, deren Referent Ruggiero Bonghi war, erhielt trotz dieser energischen Opposition die Majorität. Als aber kurz darauf die ausländischen Konzessionäre auf die Unternehmung verzichteten, nahm die Regierung selbst den ersten Antrag David Levis und seiner Freunde, die beabsichtigten Eisenbahnlinien auf Staatskosten herzustellen, wieder auf. Davon mußte man jedoch bald, wegen der unerfreulichen Finanzlage wieder abkommen, und am 21. August 1861 wurde mittels Parlaments-

*) Atti del Parlamento italiana, tornato 263, Luglio 1861.

beschlusses die Konzession zum Bau der Südbahn einer italienischen Gesellschaft mit Graf Bastogi an der Spitze erteilt.*) So trugen die patriotischen Bestrebungen D. Levis schließlich doch den Sieg davon. Seinen liberalen und humanitären Prinzipien getreu war dieser stets bereit, jeden Angriff auf die freiheitlichen Institutionen abzuwehren und für die Förderung der Wohlfahrt der arbeitenden Klassen, der Armen und Bedrückten energisch und nachdrücklich einzutreten. So brachte er im Jahre 1862 einen Gesetzesvorschlag ein für die staatliche Adoption der Kinder der im Kampfe gegen das Brigantentum in Süditalien gefallenen Soldaten; so kämpfte er in dem darauffolgenden Jahre an der Seite Francesco Crispis für die Pluralität der Banken und so trat er endlich, auch die geistigen Interessen seiner Glaubensgenossenschaft nicht vergessend, für die einheitliche Regelung der Verfassung aller israelitischen Gemeinden Italiens ein, deren Bestand und Autonomie er sichergestellt wissen wollte. Als die „römische Frage" eine brennende wurde und in den Vordergrund des öffentlichen Interesses trat, gab er kurz nacheinander zwei Schriften heraus, in denen er mit philosophischen Argumenten gegen die Fortdauer der weltlichen Herrschaft des Papstes polemisierte und nachzuweisen suchte, daß diese sowohl für den Staat als

**) Isidore Sachs: L'Italie, ses finances et son développement économique (Paris 1885), p. 1102.

auch für den Katholizismus selbst verderblich sei. Diese beiden Schriften wurden von der päpstlichen Zensur auf den Index gesetzt. Der Freimut, mit dem er dasjenige offen aussprach, was alle Liberalen Italiens damals dachten, und namentlich seine scharfe Polemik gegen die September-Konvention mit Frankreich, wonach Rom päpstlich bleiben und die Hauptstadt Italiens nach Florenz verlegt werden sollte, trugen ihm viele Feinde und den Verlust seines Mandates ein. So mußte er jetzt an sich selbst die Wahrheit dessen erfahren, was er im Jahre 1847 in der Einleitung zu seinem Buche „Patria ed Affetti" ausgesprochen hatte. „Zugeständnisse machen, so schreibt er daselbst, ist das letzte Wort einer im Grunde skeptischen und schwächlichen Zeit. Wer dieses Wort begreift und sich dabei beruhigt, für den sind die Ehrenbezeigungen und die Huldigungen der Zeitgenossen; den Andern bleibt — die Zukunft." Ins Privatleben zurückgekehrt wandte sich D. Levi wieder ausschließlich der Poesie und den philosophischen Studien zu. Die Muße, die ihm das Fernbleiben von dem Schauplatze der politischen Kämpfe gewährte, benutzte er zur Umarbeitung und Vollendung seines, bereits im Anfang der vierziger Jahre, in Venedig entworfenen dramatischen Hauptwerkes „Il Profeta", dessen ausführlicher Besprechung wir in dieser Schrift einen besonderen Abschnitt gewidmet haben. Im Jahre 1877 wurde er zwar abermals im Parlament gewählt. Als

er jedoch in der darauffolgenden Legislaturperiode von der klerikalen Partei heftig bekämpft, im Wahlkampfe unterlag, zog er sich definitiv von dem politischen Leben zurück.

Zehntes Kapitel.

David Levi widmet sich ausschließlich der Philosophie und der Poesie. — Selbstbiographie. — Ideen über Religion und Kunst. — Der Streit zwischen Staat und Kirche und dessen Folgen für die Gesellschaft. — Die Ursachen des Anwachsens der anarchistischen Bewegung und die Mittel zur Bekämpfung derselben. — Die Aufgabe der Kunst in der Gegenwart. — Der Verismus.

Es begann jetzt für D. Levi eine Zeit rastlosen und fruchtbaren Schaffens, in welcher er, mit der durch die Jahre gewonnenen Reife und mit philosophischer Vertiefung, die Ergebnisse seiner reichen Erfahrung und seiner ausdauernden Gedankenarbeit prüfend durchmusterte und in einer Reihe von Schriften niederlegte, welche von der Vielseitigkeit seines Wissens, seinem dialektischen Scharfsinn und dem hohen und glänzenden Fluge seiner Phantasie ein gleich ehrendes Zeugnis ablegen. Schon im Jahre 1875 war der erste Teil seiner Selbstbiographie „Vita di Pensiero" erschienen. Darauf folgte im Jahre 1882 der zweite Teil derselben unter dem Titel „Vita di Azione". Diese Selbst-

biographie ist ein Buch, in welchem, ähnlich wie in Dantes „Convito“ und „Vita Nuova“, oder in Giordano Brunos „Eroici furori,“ Poesie und Prosa mit einander abwechseln. Die einzelnen Phasen seiner innern geistigen Entwickelung, sowie die leitenden Gedanken, die ihn von Jugend auf beschäftigt haben, werden darin in je einer Reihe von Gedichten zusammengefaßt und in einer erklärenden Einleitung zu denselben des Näheren auseinandergesetzt und im Zusammenhange dargestellt. Wir finden da eine Fülle origineller Gedanken und tiefdurchdachter Urteile und Anschauungen über religiöse, philosophische, ästhetische, politische und soziale Fragen. Die Religion ist ihm eine ebenso notwendige wie segensvolle Macht im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit. Nichts Größeres, sagt er, giebt es für mich, als das religiöse Empfinden. Dieses ist die Macht, die uns über die Alltäglichkeit des irdischen Lebens hinaushebt und der Seele weite und glänzende Horizonte eröffnet, zu denen sie emporstrebend, Reinheit und Würde erlangt. Und wie das religiöse Empfinden dem Einzelnen den Stempel einer eigentümlichen Größe aufdrückt und seinem Charakter Hoheit verleiht, so bildet es auch den wahren Genius eines Volkes. Zu den Reizen der Kunst fügt es das Feuer der Begeisterung und die hinreißende Gewalt einer reinen Liebe hinzu. Was die Poesie der heiligen Schrift so ewig bewunderungswert macht, das ist die

Begeisterung, die in ihr flammt, das ist das starke Empfinden, welches noch nach so vielen Jahrhunderten uns ergreift und zu Herzen spricht. Den immer mehr sich verschärfenden Gegensatz zwischen Staat und Kirche, der das religiöse Empfinden schädigt und zu zerstören droht, betrachtet er daher als ein Unglück für Italien und als ein Hindernis für seine gedeihliche Entwickelung. Die Schuld daran trägt die klerikale Partei, die durch ihre Herrschsucht und durch ihr hartnäckiges Festhalten an den Ansprüchen auf weltliche Gewalt, eine Verständigung zwischen den beiden Mächten unmöglich macht. So stehen sich Staat und Kirche feindlich gegenüber, unterwühlen und schwächen sich gegenseitig und jeder arbeitet auf den Ruin des andern los.

Daraus entsteht jener krankhafte Indifferentismus, jener zersetzende und auflösende Skeptizismus, in dem jeder Enthusiasmus erstarrt, jede edle Regung erstickt wird, und der damit enden muß, den offenen Krieg zwischen beiden Mächten zu entzünden, der für die Völker stets verhängnisvoll und verderbenbringend ist.*) In dem durch diese Zustände mit herbeigeführten Verfalle des religiösen und moralischen Sinnes im Volke sind auch die tieferliegenden Ursachen, der in neurer Zeit zu einer drohenden Gefahr angewachsenen, sozialen Bewegung zu suchen. Diese Gefahr bemüht man sich vergebens mit den hergebrachten Mitteln zu beschwören.

*) Vita di Pensiero S. 22 f.

Das Übel, welches die Leidenschaften des Pöbels erregt und reizt, ist nicht allein ein materielles, sondern zum großen Teil ein moralisches. Man wird mit Hilfe legislativer und kommerzieller Reformen, durch Vermehrung der Produktion und Gründung gegenseitiger Unterstützungs- und Unfallversicherungsgesellschaften vielleicht dahin gelangen können, die materielle Wohlfahrt der Massen zu fördern, nicht aber den Menschen als moralisches Wesen zu befriedigen. Das Tier kann für den Augenblick gesättigt und beschäftigt werden, aber der Mensch wird deshalb noch nicht zur Ruhe kommen. Denn der Mensch lebt eben nicht von Brot allein. Gebet dem Leibe, was dem Leibe not thut, aber auch dem Geiste und dem Herzen, was Geist und Herz verlangen. Der Mensch ist vor allem ein moralisches Wesen und dieses ist am schwierigsten zu befriedigen. Beherrscht, wie er ist, von einem inneren unbestimmten Verlangen nach Glück und Zufriedenheit, muß ihm eine diesem Verlangen entsprechende Nahrung gereicht werden. Ist der moralische und geistige Teil in ihm gesättigt, so bedarf es wenig, um den Körper zu befriedigen. Der Geist beherrscht die Glieder, nicht umgekehrt die Glieder den Geist. Um das geistige und moralische Leben der Nation zu kräftigen, muß vor allem die Religion wieder Macht über die Herzen gewinnen. Aber das wird sie erst dann können, wenn sie auf die weltliche Herrschaft verzichtend, sich in ihre eigne Sphäre

zurückgezogen und alle heidnischen Elemente aus sich ausscheidend, sich wieder zu jener rein geistigen Gottesidee wird erhoben haben, wie sie von den edelsten Denkern aller Zeiten geahnt und von den Propheten Israels verkündet und gelehrt wurden. Mit dem Glauben an einen heiligen und gerechten Gott würde Gerechtigkeit und ernster Lebenswandel wieder im Volke heimisch werden, denn nur große Ideale und fruchtbare Wahrheiten bilden und erziehen die Völker und treiben sie zu hochherzigen Thaten an.*) Neben der Religion ist es vornehmlich auch die Kunst, die veredelnd auf den Volksgeist zu wirken vermag. Aber um zu erheben, muß sie selbst erst einen höheren Standpunkt einnehmen, muß sie sich von dem leeren Formenkultus befreien, der nur darauf ausgeht, die Sinne zu reizen, ohne zum Herzen und zum Geiste zu sprechen. Die von manchen vertretene Anschauung, daß die Kunst um ihrer willen selbst da sei, und ihren Zweck nicht außer, sondern in sich selbst habe, ist die Frucht der Jahrhunderte der Knechtschaft und des Servilismus. Wenn der Künstler das Selbstdenken aufgegeben hat, beschränkt er sich darauf, die Werke und Gedanken anderer nachzuäffen; wenn er auf seine Freiheit verzichtet hat, verliert das Leben seine Bedeutung für ihn, und die Kunst sinkt zu einem bloßen Zeitvertreib, zu einem leeren

*) Daselbst S. 197 f., vergl. damit Einleitung zum zweiten Teile des „Proseta" p. LXXVIII f.

Spiele mit Worten oder Farben herab. Die wirklich großen italienischen Meister der Vorzeit hätten eher Pinsel und Feder zerbrochen, als daß sie sie im Sinne dieser Theorieen benutzt hätten. Ihnen war die Kunst ein hochheiliges Amt, eine erziehliche Macht, ein Mittel zur Förderung der Kultur, der Humanität, der Moral und die Menschen zu bessern und zu veredeln. Aus dieser Ausschauung gingen das unsterbliche Poem Dantes und die Meisterwerke eines Michelangelo und eines Leonardo da Vinci hervor, und wie Michelangelo und Dante die besten und edelsten Geister heranbildeten, welche die Geschichte Toskanas aufzuweisen hat, so waren es die Parini, Alfieri, Niccolini und Leopardi, welche die Erhebung Italiens aus schmachvoller Knechtschaft zur Freiheit und Unabhängigkeit vorbereitet und mächtig gefördert haben. So betrachtete es die wahre Kunst in Italien stets als ihre vornehmste Aufgabe, für die höchsten und edelsten Bestrebungen, die zu ihrer Zeit in der Volksseele sich ahnungsvoll regten, die geeignetste Form zu schaffen und in ihren Werken die Zukunftsgedanken für die Gegenwart zu verkörpern. Zu diesem ihrem ursprünglichen und heiligen Amte muß die Kunst von neuem aufgerufen werden, und sie wird sich auch für das neue Italien als eine wirksame und mächtige Erzieherin erweisen. Aber um den Forderungen der Zeit gerecht zu werden, und in der Gegenwart das zu leisten, was sie in der glorreichen Ver-

gangenheit geleistet hat, muß sie die von ihr bis jetzt gewandelten Bahnen verlassen. Nicht mehr darf sie, die lange genug als gehorsame Dienerin zu den Füßen der Kirche und des Kaisertums gesessen, sich fortan an Fürstenglanz oder an frommen Täuschungen und heiligem Blendwerk begeistern. Ihre Muse sei fortan die Wahrheit, und ihr Ziel Erleuchtung und sittliche Vervollkommnung der Menschen. Sie soll sich zur Vorkämpferin der sozialen Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und Menschenliebe machen, sie soll die Geister zu den von der Wissenschaft neu erschlossenen Horizonten erheben, und die neuen Ideen, welche das Zeitalter bewegen, sowie die neuentdeckten Kräfte, die das wirkliche Leben von Grund auf umgestaltet haben, in entsprechenden künstlerischen Formen zur Darstellung bringen. Dieser gesunde Realismus ist aber wohl zu unterscheiden von dem einer modernen Schule, welche, für die von ihr verfolgte Kunstrichtung die barbarische Bezeichnung Verismus erfunden hat, und die als wirklich nur dasjenige erkennen will, was sich mit leiblichen Augen sehen und mit Händen greifen läßt. Als ob die Empfindung, die uns beseelt, der Gedanke, der uns zur That treibt, nicht die höchste Realität, nicht die unmittelbarste Gewißheit enthielten.*) So kann und soll durch das Zusammenwirken von Religion, Wissenschaft und Kunst in dem neuen Italien eine geistige Atmosphäre geschaffen

*) Vita di Azione p. 93f.

werden, in der die Einzelnen, wie die Gesamtheit gereinigt und erhoben, ihre Kräfte zu dem einen Ziele entfalten, die materielle Wohlfahrt und die geistige und moralische Vervollkommnung aller zu fördern.

Elftes Kapitel

David Levi über das Judentum. — Der Antisemitismus. — Die wunderbare Lebenskraft des jüdischen Volkes. — Die Hauptgedanken des Judentums lassen sich auf drei zurückführen: Gott, Gesetz und Gesellschaft. — Gegensatz des Judentums zu den andern Religionen. — Die Geschichte Israels kann in drei große Epochen geteilt werden: 1. Israel als Nation. — 2. Israels Leben *unter* den Völkern. — 3. Israels Leben *mit* den Völkern. — Der moderne Kampf gegen die Juden ist zum Teil auf klerikalen Fanatismus und zum Teil auf die anarchische und atheistische Bewegung zurückzuführen. — Das Judentum wird auch diesmal wie bis jetzt unbesiegt bleiben. — Seine materielle Geschichte ist zu Ende, nicht aber die intellektuelle und moralische. — Es wird alle Stürme überdauern kraft der Wahrheit, die es vertritt.

Von besonderem Interesse sind die Ideen, die unser Dichter in dem letzten Kapitel des genannten Buches als Einleitung zu den Gedichten „die drei Pilger", „der ewige Jude" und „die Bibel" über Juden und Judentum entwickelt. Da dieselben im wesentlichen, wenn auch näher ausgeführt und von neuen Gesichtspunkten aus beleuchtet, in einer späteren, im Jahre 1884

erschienenen Schrift desselben, „Il Semitismo" sich wiederholt finden, so werden wir in unserer folgenden Darstellung vorgreifend auch diese letztere berücksichtigen. Bemerkt sei nur noch, daß während der Dichter in seiner Selbstbiographie die praktisch-juridische Seite der Judenfrage, als bereits erledigt außer Acht lassen zu können vermeint und nur deren philosophisch-historische Seite zum Gegenstande seiner Betrachtung machte, er in seiner späteren Schrift, die zur Zeit der Hochflut der Stöckerschen Agitation erschien, mit tiefem Schmerze bekennen mußte, daß er sich bitter getäuscht hatte und daß der Kampf, den er für ausgefochten gehalten, noch lange nicht zu Ende war. Der Antisemitismus, sagt er, war und ist zu jeder Zeit ein Vorläufer der allgemeinen Reaktion, die den moralischen Verfall einer Nation ankündigt. Die Reaktion beginnt immer mit der Aufreizung zum Haß gegen die Juden und wendet sich dann überhaupt gegen die arbeitsamen und intelligenten Klassen der Bevölkerung. So gereicht der Antisemitismus stets zum Schaden des Staates, der ihn duldet oder gar begünstigt. Es scheint, als ob die Geschichte die dem Patriarchen Abraham gewordene Verheißung bestätige: „Wer dich segnet, wird gesegnet, wer dir flucht, wird verflucht werden." In der That hat es sich im Altertum wie in der neuen Zeit stets bewährt, daß diejenigen Völker oder Individuen, die gegen Israel die Hand zum Schlage erhoben, ihrerseits geschlagen

wurden, während Israel trotz aller Verfolgungen besteht und fortdauert. Die Existenz dieses Volkes ist eines der merkwürdigsten, wunderbarsten Probleme der Menschengeschichte. Wir sehen, daß alle historischen Erscheinungen, die man bis jetzt hat beobachten können, nur ihrer Zeit angehören; sie treten durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände ins Dasein und verschwinden früher oder später, der Macht anderer Umstände unterliegend. Nur eine Thatsache erhebt sich als alleinige Ausnahme von dieser allgemeinen Regel und will sich nicht diesem historischen Gesetze unterordnen. Ein Volk schreitet mitten durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch, spiegelt in sich den größten Teil ihrer Geschehnisse wieder und taucht aus allen Prüfungen und Umwälzungen der Zeiten immer wieder lebendig empor. Man wird dagegen einwenden wollen, daß auch andere Völkerstämme, z. B. in Indien und Amerika die Vernichtung ihrer Selbständigkeit in gleicher Weise überlebt haben. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese ein völlig isoliertes Dasein geführt haben und weder durch ihre Ideen noch durch ihre Thaten auf die übrige Menschheit irgend einen Einfluß geübt haben. Der Jude hingegen ist den großen geschichtlichen Vorgängen niemals fremd geblieben. Wir sehen ihn zu jeder Zeit mit seinen religiösen und moralischen Ideen, mit seiner Thatkraft und seinem Handelsgeiste in den Entwickelungsprozeß der Menschheit eingreifen. Wie eine konzentrierte Kraft,

wie ein lebendiger Organismus, durchschreitet er die großen historischen Epochen des Altertums und der neuern Zeiten. Um von den mythischen und patriarchalischen Zeiten zu schweigen, begegnen wir ihm bei den geschichtlichen Umwälzungen der großen assyrischen, babilonischen und ägyptischen Reiche, sowie später in den Zeiten Alexanders, Cäsars und Titus'. Er nimmt ebenso an der philosophischen Bewegung der alexandrinischen Schule teil, wie an der Ausgestaltung römischer Rechtssysteme. Er wirkt bei der Entstehung des Christentums mit und einige Jahrhunderte später in gleicher Weise bei der des Islams; er ist bei den Kreuzzügen, bei der religiösen Reform, bei der Renaissance und bei der französischen Revolution, bald als Besiegter, bald als Bundesgenosse beteiligt. Und während all dieser wechselvollen Zeiten hört er nicht auf zu arbeiten, zu kämpfen, zu denken, stets der Menschheit und dem Volke, unter dem er sich befindet, seinen Tribut an Gedanken, an Thaten, an Thränen und an Hoffnungen darreichend. Diese bestimmte und deutlich hervortretende Thatsache einer unerschütterlichen Fortdauer inmitten so großen Wechsels von Ereignissen, Völkern und Reichen ragt hoch über die gewöhnlichen geschichtlichen Phänomene hinaus und nimmt den Charakter eines höheren Gesetzes an, eines Prinzips, welches sich auf die ihm innewohnende rege Kraft stützt und zu einem festen Ziele emporstrebt. Welches ist dieses Prinzip? Welches die Ideen, die es

vertritt und welches das Ziel, zu dem es hinstrebt? Die Ideen, zu deren Träger und Verkünder Israel berufen ward, so antwortet der Dichter auf die obigen Fragen, sind einfach, wie alles wahrhaft Große und Bleibende und lassen sich auf die drei folgenden zurückführen: 1. Gott, 2. das Gesetz, 3. die Gesellschaft. Aus dem Antagonismus, in den Israel durch diese Ideen zu der übrigen Welt trat und aus dem Kampfe, den es für sie zu bestehen hatte, lernt man seine ganze Geschichte von den ältesten bis herab zu den neuesten Zeiten begreifen. Aus ihnen fließt der Glanz, der es umstrahlt und zugleich alles Unheil, das sich über seinem Haupte entlud; sie bilden seinen unsterblichen Ruhm und zugleich sein endloses Märtyrium.

Alle Völker des Altertums suchten ihre Gottheit in den verschiedenen Naturerscheinungen, die in irgend einer Weise ihre Sinne oder ihre Phantasie lebhaft erregten, Gefühle der Wollust oder des Schmerzes in ihnen erzeugten, sie mit Hoffnung oder mit Furcht und Schrecken erfüllten. Mit dem rohesten Fetischismus beginnend, stiegen sie gleichsam allmählich die Stufenleiter der sichtbaren Schöpfung hinan und beteten nach einander oder auch abwechselnd die Elemente, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Sternenwelt und endlich den Menschen selbst an. Sie gingen von der Welt mit ihren vielfältigen und widersprechenden Erscheinungen aus und gelangten so notwendig zu ebenso

vielfältigen und widersprechenden Gottheiten, die in ewigem Kampfe mit einander lagen. Das Judentum schlug den völlig entgegengesetzten Weg ein. Von dem Einzelnen, welches ja niemals das Allgemeine zu erklären vermöchte, absehend, erhebt es sich über die Teilerscheinungen zum Ganzen, es bleibt nicht bei der äußeren Welt mit ihren Widersprüchen, noch bei dem Menschen mit seiner Selbstsucht, mit seinen Trieben und Leidenschaften stehen, sondern schwingt sich zu der großen, das All durchdringenden Kraft empor und verkündet zunächst als erste Ursache den schaffenden Weltengeist, das Unbedingte — Gott. Von Gott, den es nicht in der Welt zu suchen braucht, sondern den es fühlt und besitzt, gelangt es sodann zur Setzung der Welt, als seiner Schöpfung. „Gott ist, also ist auch die Welt", sagt das Judentum. Sein Gott ist daher nicht ein Phänomen, ein Accidens, sondern er ist das Sein selbst, die Realität aller Realitäten, das Leben alles Lebens, der Urgrund, aus dem alles fließt und zu dem alles zurückströmt. Der Dualismus von Sein und Nichtsein, von Leben und Tod, von Zeit und Ewigkeit beruht nur auf der relativen, der Menschennatur angeborenen Anschauungsweise. In Gott aber heben sich diese Gegensätze auf, in Ihm existieren weder Zeit noch Raum; Er ist der Unveränderliche, der unbedingt Seiende, der Eine und Unendliche. Und wie Er unendlich ist an Kraft und Wesenheit, so

ist Er unendlich an Güte, an Gerechtigkeit und an Heiligkeit.

Diese Gottesidee brachte Israel bereits in Gegensatz zu den andern Völkern, deren Gottheiten durchweg der Welt der Erscheinungen und den im Universum wirksamen Einzelkräften entnommen waren. Der Gegensatz wurde jedoch noch schärfer und bestimmter, sobald man von den Ideen zu ihrer Darstellung und Simbolisierung im Ritus und im Leben herabstieg. In der That entsprachen den vielfältigen, sonderbaren und oft monströsen Gottheiten der alten Völker ebenso vielfältige, sonderbare und monströse Gebräuche. Das ganze religiöse Leben Ägyptens war eine Verherrlichung des Tierischen, seine Mythen von Isis, Osiris, Typhon und Hathor sind eine Apotheose der Naturkräfte und der menschlichen Leidenschaften. Ebenso sind die Götter der kanaanitischen und der assyrisch-babylonischen Völker Personifikationen der Wollust, der zeugenden und zerstörenden Kräfte und ihr Kultus schamlose Unzucht der Männer und Frauen, grausame Menschenopfer und Kinderverbrennung. Gegen diese Erniedrigung der Menschennatur erhebt sich das Judentum mit seinem reinen Kultus, mit der Ausprägung seiner erhabenen Gottesidee im Gesetz wie ein lebendiger Protest und ruft den Satz in die Welt hinein: Heilig sollst du sein, wie heilig ist der Ewige, dein Gott! Der Mensch ist im Ebenbilde Gottes geschaffen, und soll nach höchster moralischer Vollkommenheit

streben, um sich immer mehr seinem Ideal, seinem göttlichen Vorbilde zu nähern. Er soll seinen Geist immer mehr von den endlichen und materiellen Dingen unabhängig machen, seine Sinne beherrschen und sie zum Guten und Schönen erziehen. Nicht soll er sie abtöten und vernichten, wohl aber mit Hilfe des Gesetzes in die rechten Bahnen lenken und zur Erreichung menschlicher Vollkommenheit benutzen.

Höchstes Ziel des Gesetzes aber ist, eine auf Gleichheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe gegründete Gesellschaft zu erziehen, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen und die ganze Menschheit einer glücklichen Zukunft und ihrer hohen Bestimmung entgegen zu führen. Auch nach dieser Richtung hin befand sich das Judentum in dem denkbar schärfsten Gegensatz zu den Anschauungen aller Völker des Altertums. Überall bestand die Gesellschaft aus einander übergeordneten Klassen, nach denen sich das Recht auf den Genuß der Lebensgüter und der persönlichen Freiheit abstufte; das Judentum aber kannte keine wesentlichen Klassenunterschiede. Wie es die Einheit Gottes verkündete, so verkündete es auch die Einheit des Menschengeschlechts. Jeder Mensch war ihm im Ebenbilde Gottes geschaffen. Es kannte weder eine eigentliche Hierarchie noch einen eigentlichen Militarismus. Das Priestertum, welches übrigens auf eine einzige Familie beschränkt war, war an den Tempel

gebunden und übte auf das bürgerliche und politische Leben keinen wesentlichen Einfluß aus. Die Leviten waren nur entweder Diener des Tempels oder bescheidene Lehrer des Volkes. Der Militarismus aber konnte schon deshalb im Judentum nicht aufkommen, weil dieses den Krieg verabscheute und stets als ein schweres Unglück betrachtete. Nach den ersten Kriegen, die es hatte führen müssen, um sich ein Vaterland zu erwerben, kämpfte es nur noch, wenn es herausgefordert und bedroht wurde und, wenn es galt, seinen Glauben zu verteidigen. Das Gebot „Du sollst nicht töten" wurde von ihm buchstäblich beobachtet. Es pflegte denjenigen einen Helden zu nennen, der das Gesetz beobachtete und sich fromm und mildthätig erwies. Das höchste Ideal seiner Propheten und sein tägliches Gebet war und ist noch heute, daß der Tag anbreche, an dem der Krieg von der Erde verschwinde, die Schwerter in Pflüge umgewandelt werden, die Gerechtigkeit über allen Völkern erglänze und die ganze Menschheit in Liebe und Brüderlichkeit vereint den Einen Gott anbete und verehre.

Diese Ideen sind mit der geschichtlichen Existenz Israels so innig verbunden, durchdringen und bestimmen dieselbe in so erkennbarer Weise, daß seine Existenz gleichsam nur als die äußere Kundgebung derselben erscheint, als das Mittel, durch welches diese in der wirklichen Welt zur Entfaltung gelangen. Diese Existenz, die sich über einen Zeitraum von nahezu

fünftausend Jahre erstreckt, kann, in Ansehung ihrer völkergeschichtlichen Beziehungen in drei große Hauptperioden eingeteilt werden. In der ersten Hauptperiode erscheint Israel als ein Volk, welches, nachdem es durch lange Kämpfe sich ein Vaterland erworben, mit der Ausgestaltung seiner nationalen Existenz beschäftigt ist. Es fühlt, daß der Gedanke, zu dessen Träger es bestimmt ist, sich im scharfen Gegensatz befindet zu der es umgebenden Welt; es fühlt, daß dieser Gedanke einen langen und harten Kampf zu bestehen haben wird gegen die Gewohnheiten, Vorurteile und Leidenschaften der anderen Völker und nimmt den Kampf auf. Gering an Zahl und an Kräften, aber mächtig durch seinen Willen, durch den Geist, der in ihm lebt und durch ein Gesetz, welches seine religiösen Ideen und seine Hoffnungen und Bestrebungen für die Zukunft des Menschengeschlechtes umfaßt, zieht es sich hinter dasselbe, wie hinter einen festen Wall zurück und sammelt so die Kraft, die es befähigt, den Ansturm der mächtigen Reiche Asiens auszuhalten und später nicht ohne Ruhm den Riesenkampf gegen die griechische und römische Welt zu bestehen.

In seiner zweiten Existenzperiode lebt Israel zerstreut inmitten der Völker. Erdrückt von der materiellen Übermacht seiner Gegner unterliegt es als Nation, lebt aber fort als Volksindividuum und beginnt als Idee

bereits zu triumphieren. Von seinem Stamme gehen zwei große Verzweigungen, der religiösen und moralischen Idee aus: das Christentum und der Islam, während es selbst, fühlend, daß seine Mission noch lange nicht zu Ende sei, seinen eignen Traditionen getreu, sich in sich selbst zurückzieht und trotz aller Verfolgungen und Leiden der Zukunft hoffend entgegenharrt. — Nach der französischen Revolution beginnt endlich die dritte Hauptperiode, in welcher der Jude allmählich aus seiner drückenden und rechtlosen Lage befreit, sich überall den Völkern, unter denen er lebt, eng anschließt. In allen Ländern, wo ihm die Teilnahme an dem bürgerlichen und politischen Leben freigestellt und der Zutritt zu den öffentlichen Ämtern gewährt wird, erweist er sich als ein nützliches und thätiges Mitglied der Gesellschaft, als ein Element des Fortschritts auf allen Gebieten des geistigen und kommerziellen Lebens, als ein Förderer der Wohlfahrt seines Vaterlandes und der Nation, der er angehört. Der Jude lebt nicht mehr unter den Völkern, sondern mit ihnen, er wird Deutscher in Deutschland, Franzose in Frankreich, Italiener in Italien und steht an Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit für dasselbe hinter keinem seiner Mitbürger zurück. Allein der Kampf gegen das Judentum, der mit der Emanzipation desselben beendigt zu sein schien, ist in neuerer Zeit in verschiedenen Ländern Europas von neuem entbrannt, und der Tag, an dem er gänzlich aufgehört

haben wird, scheint leider noch in sehr weite Ferne gerückt zu sein. Dieser Kampf verdankt auch diesmal, gleichwie in den vergangenen Jahrhunderten, seine Entstehung hauptsächlich dem Fanatismus der Klerikalen und des Adels, die in den immer mehr sich bahnbrechenden Gleichheits- und Freiheitsideen des Judentums eine ihnen feindliche Macht und ein Hindernis für ihre reaktionären Bestrebungen erblicken. Es giebt aber auch noch eine andere antisemitische Strömung, die aus einer ganz entgegengesetzten Quelle entspringt. Das ist der Antisemitismus der Anarchisten und Atheisten. Diese hassen und bekämpfen in dem Juden den Vertreter aller staatserhaltenden Prinzipien, des religiösen Gedankens, sowie des Handels und der Industrie, auf denen die Wohlfahrt jedes Staates beruht. Unter dem Vorwande, daß der Jude alles Kapital an sich gerissen habe, — obgleich die Thatsachen dem widersprechen, da in den meisten Ländern die große Masse der Juden in Armut und Dürftigkeit lebt — sucht man einerseits das Volk gegen die besitzenden Klassen überhaupt aufzureizen und seine niedrigsten Leidenschaften zu wecken, um es zu Raub und Plünderung zu treiben, und andererseits möchte man im Judentum die religiöse Idee an ihrer Wurzel zerstören. Der Anarchismus möchte die Gottesidee als das Prinzip jeder Autorität aus der Welt schaffen. Da er aber nicht wagt, der herrschenden Religion offen die Stirn zu bieten,

wendet er seine Waffen gegen das viel schwächere Judentum und legt die Axt an den Baum, um mit ihm auch seine Zweige zu vernichten. Mit Recht sagt Bonghi*) mit Bezug auf diese Abart des Antisemitismus: „An der semitischen Gottesidee trägt der Jude nicht nur ebenso viel Schuld wie das Christentum, sondern mehr als dieses; denn er war es, der sie der Welt gegeben hat. Der Kampf gegen das Judentum ist daher nicht nur ein Vorspiel, sondern die Begleitung zu dem Kampfe gegen das Christentum, und darum um so hartnäckiger und ausdauernder.“ Allein weder die greisenhaften Anstrengungen der Reaktion, noch die unsinnigen Wutausbrüche der Anarchie werden den Gang der Ideen aufzuhalten vermögen. Die gewaltsamen Störungen der öffentlichen Ordnung rufen ein um so lebhafteres Bedürfnis nach Ordnung hervor und bewirken den Zusammenschluß aller derselben freundlichen Kräfte, um sie zu schützen und zu befestigen. Die gemeinen Gehässigkeiten, die moralische Verwilderung und die gewaltthätigen Handlungen gegen Unschuldige wecken in der öffentlichen Meinung Widerwillen gegen die Urheber derselben und Teilnahme für deren Opfer. So arbeitet der Irrtum an seiner eigenen Vernichtung, ja er enthüllt bisweilen ganz neue, bis dahin unbeachtet gebliebene Seiten der Wahrheit. Das Judentum hat in

*) Nuova Antologia 15. April 1883.

den vergangenen Jahrhunderten noch gegen ganz andere Mächte und gegen viel furchtbarere Feinde als diese sind, zu kämpfen gehabt und ist nicht unterlegen. Und doch war es damals schwach und stand vereinzelt da mit seinen Ideen; jetzt aber sind diese Ideen in das bürgerliche und religiöse Leben der Völker eingedrungen, jetzt entflammen sie alle edlen Herzen, und die erleuchteten und freien Geister jeder Religion und alle gebildeten Staaten und Völker haben ein Interesse daran, ihren Sieg zu fördern, um den Bau der Gesellschaft auf sicherer Grundlage zu befestigen. Das Judentum existiert, wie gesagt, als Nation nicht mehr. Seine materielle Geschichte ist abgeschlossen, aber seine moralische und intellektuelle Geschichte dauert fort, seine sittliche und gesellschaftliche Mission ist nicht zu Ende; die Ideen, deren Hüter es ist, sind nicht erschöpft, und in ihnen werden die Völker noch unerforschte, Civilisation und fortschreitende Humanität fördernde Kräfte auffinden können. Diese Ideen bilden die universelle Grundlage des Judentums und sind dazu bestimmt, in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit Gemeingut der ganzen Menschheit zu werden. Bis dahin wird das Judentum ausharren, wie es bis jetzt ausgeharrt hat in Kampf und Not, unüberwindlich durch die ihm innewohnende siegende Macht der Wahrheit.

Zwölftes Kapitel.

Religion, Kunst und Wissenschaft müssen in ihren höchsten und vollkommensten Formen zusammenwirken, um Italien und die Menschheit einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen. — Michelangelo Vertreter des höchsten Kunstideals. — La Mente di Michelangelo. — Giordano Bruno Vertreter des unerschrocken vorwärtsschreitenden wissenschaftlichen Geistes. — Die drei Hauptwerke David Levis bilden eine eigentümliche Trilogie. — Schlußwort.

In dem Zusammenwirken von Religion, Kunst und Wissenschaft hatte David Levi, wie wir oben gesehen, eine notwendige Bedingung für die gedeihliche Entwicklung der Zukunft Italiens erkannt. Aber diese drei geistigen Mächte können nach ihm nur in ihrer reinsten und idealsten Form zu einer Quelle des Heils und segensreicher Wirkungen werden. Während er nun, wie wir oben auseinandergesetzt haben, das religiöse Zukunftsideal in der Rückkehr zu den reinen Anschauungen des Judentums erblickt, sucht er die Ideale der Kunst und des wissenschaftlichen Geistes in dem glänzendsten Zeitalter der italienischen Kulturgeschichte, in dem der Renaissance, als deren edelste Vertreter ihm Michelangelo Buonarroti und Giordano Bruno erscheinen. Seine Ideen über den großen florentinischen Meister legte er in seinem Buche „La Mente di Michelangelo" nieder. Dieses Buch hat von allen Schriften David Levis den meisten Erfolg erzielt. Es wurde kurz nach seinem Erscheinen ins Französische übersetzt, und von dem fran-

zösischen Unterrichtsministerium „wegen der vielen neuen und originellen Ideen, die es enthalte," als Lektüre für die Kunstakademieen empfohlen. Mit wunderbarem Scharfsinn und tiefeindringendem Verständnis werden darin die in Stein gehauenen und mit dem Zauberpinsel auf die Leinwand gebannten Rätsel der „florentinischen Sphinx" zu erklären gesucht. Die Hauptwerke Michelangelos sollen nämlich nach der Auffassung David Levis sämtlich eine tief allegorische und philosophische Bedeutung haben. Am Hofe Lorenzos des Prächtigen erzogen, wo er mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, die in Florenz zusammenströmten, innigen Verkehr pflegte, stellte es sich Michelangelo zur Aufgabe, die abstrakten Ideen der Renaissance in schöne Formen zu kleiden und in lebensvollen Gestalten der Nachwelt zu überliefern. Wie Dante in der Poesie, so suchte er in der Malerei und Bildhauerei die leitenden Ideen seiner Zeit allegorisch zur Darstellung zu bringen. So soll schon in dem ersten Werke Michelangelos, welches den Kampf des Herkules mit dem Centauren darstellt, allegorisch der Kampf des Menschengeistes mit der tierischen Kraft, der Wahrheit mit der Lüge und dem Aberglauben angedeutet sein. Besonders ausführlich werden die berühmten Deckengemälde der sixtinischen Kapelle behandet, in denen David Levi ein zusammenhängendes philosophisches Poem erblickt, eine Deutung, die er in höchst origineller und einleuchtender Weise begründet,

auf die wir jedoch hier näher einzugehen uns versagen müssen. Das letzte größere Werk David Levis ist Giordano Bruno gewidmet. Es enthält eine ausführliche Darstellung seiner Lebensschicksale und seiner Lehren. Die Fülle der aus archivalischen Quellen geschöpften Einzelheiten, das tiefe und liebevolle Eindringen in den Gedankengang des Philosophen und namentlich die Wärme der Schilderung und der überall durchschimmernde Enthusiasmus für die Charaktergröße des Märtyrers machen das Buch zu einer höchst anziehenden und belehrenden Lektüre. Was Michelangelo auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens, das ist für David Levi Giordano Bruno auf dem des philosophischen Denkens. In diesen beiden über ihre ganze Umgebung hoch hinaus ragenden Gestalten prägt sich der vorwärtsstrebende Geist der Renaissance in seinem Gegensatze zu dem lichtscheuen Geiste des Mittelalters am schärfsten aus. Beide verlassen sie die ausgetretenen Gleise, um der Kultur der Menschheit neue Bahnen zu eröffnen; beide verachten sie den Kultus der bloßen Form, ihr kühner Geist dringt in die Tiefe und sucht das Wesen der Dinge zu erfassen und darzustellen. Wir haben bereits oben gesehen, welch eine Anziehungskraft Giordano Bruno auf den Geist David Levis von seiner frühesten Jugend an ausgeübt hat. Nicht zum wenigsten mögen dazu beigetragen haben die vielfachen Berührungspunkte, die zwischen den Lehren dieses Philosophen und denen des Judentums sich nachweisen lassen.

So bilden die drei Hauptwerke David Levis: „Il Profeta," „La Mente di Michelangelo" und „Giordano Bruno", gleichsam eine Trilogie eigner Art, in der den drei Hauptfaktoren der menschlichen Kultur, Religion, Kunst und Wissenschaft die Richtung vorgezeichnet wird, in der sie sich bewegen müssen, um ihre hohen Aufgaben zu erfüllen.

Trotz seines hohen Alters und der mannichfachen, aufreibenden Kämpfe, die David Levi in seinem vielbewegten Leben zu bestehen hatte, ist seine Schaffenskraft nicht erlahmt, und sein Liederquell nicht versiegt. Sein Geist ist frisch und sein Gemüt jung geblieben, wie das jedes echten gottbegnadeten Dichters. Er nimmt noch heute lebendigen Anteil an den Geschicken seines Vaterlandes und seiner Glaubensgenossen, für deren beider Wohl und Ehre er sein ganzes Leben hindurch gekämpft und oft bitter gelitten hat. Und doch ist ihm weder von der einen noch von der andern Seite viel Dank zu teil geworden. Der einst gefeierte Dichter und Patriot ist von der neuen Generation, die für sein ideales Streben wenig Verständnis hat, beinahe vergessen und zur Seite geschoben. Und es ist ein tiefbeschämendes und betrübendes Zeugnis von der Indifferenz gewisser Kreise mehrerer Glaubensgenossen in Italien für alles was jüdisch ist, daß die Schriften eines Mannes, auf den sie alle Ursache hätten stolz zu sein, daß die Werke David Levis, in denen der Glaube und die Geschichte Israels

in so erhabener Weise verherrlicht werden, der jüdischen Jugend so unbekannt sind, als ob sie niemals existiert hätten. Zu diesen litterarischen Enttäuschungen haben sich in den letzten Jahren harte Schicksalsschläge gesellt, denen ein weniger starkes Herz als das David Levis wohl erlegen wäre. In der fortwährenden Sorge um das Wohl anderer, die ihn an sein eignes zu denken keine Zeit ließ, war sein einst bedeutendes Vermögen schon bis auf einen kleinen Teil zusammengeschmolzen, als er erst vor kurzem, infolge allzu großen Vertrauens auf fremde Ehrlichkeit, auch diesen letzten Rest verlor. So steht heute der greise, ehrwürdige Dichter nach einem im Dienste der höchsten Ideale verausgabten Leben am Rande des Grabes als ein armer Mann da, der mit der Notdurft des Lebens zu kämpfen hat. Diese traurige und für uns beschämende Lage eines der besten Söhne Israels in eine bessere und würdigere zu verwandeln, muß von unserer gesamten Glaubensgenossenschaft als eine Ehrenpflicht empfunden werden. Möge die gegenwärtige Schrift, bei deren Beginn der Verfasser von den hier geschilderten Verhältnissen noch keine Ahnung hatte, dazu beitragen, die Erfüllung dieser Ehrenpflicht so schnell wie möglich herbeizuführen, und die letzten Lebensjahre des um den jüdischen Namen so hochverdienten Mannes schöner und tröstlicher zu gestalten.

Zweiter Teil.

Proben lyrischer Gedichte.

Blüht ein Blümlein ....

Il Profeta, 1. Akt, 4. Scene, S. 12 f.

Blüht ein Blümlein wie im Traum
Einsam auf des Berges Rand,
Liebt den weiten Himmelsraum,
Liebt die steile Felsenwand.

Klagt den Winden oft sein Weh,
Haucht den Sternen Liebesgruß,
Und die Sterne von der Höh'
Lohnen ihm mit Strahlenkuß.

Golden glüht's im Sonnenlicht,
Duftet still zum Himmel auf,
Aber aus dem Kelche bricht
Eine Thräne leis herauf.

Wo sie fällt, erwacht Gedeihn
In der Erde tiefem Schoß,

Und der Blumen bunte Reihn
Ringen sich zur Sonne los.

Was ist's, daß ich dich weinen seh',
Blümlein schön und wunderhold,
Daß wie von tiefem, herbem Weh'
Thrän' auf Thrän' herniederrollt?

Ach, an meiner Lebenskraft
Zehrt ein stilles, schweres Leid,
Aber neues Leben schafft
Mir die Lieb' in Ewigkeit.

Fröhliche Lieder....

Il Profeta, 1. Akt, 5. Scene, S. 22.

Fröhliche Lieder — Hochzeitsklänge
Jubelnd erschallen — Zions Gesänge
Was klirren die Waffen — zum Kampfe erhoben,
O Fürsten der Erde — warum dieses Toben?
Was zerren im Staub sie dein königlich Haupt?
Und legen ins Grab dich, der Krone beraubt?
Wer um das Ewige wagte zu werben
Nimmer kann sterben, nimmer kann sterben.

Fröhliche Lieder — o, liebliche Braut,
Laß tönen, o Schönste — laß tönen sie laut!

Mit Blumen, mit blühenden Rosen dich schmücke,
Siehe, dein Liebster, er kehret zurücke!
Dort auf dem Gipfel, da siehst du ihn grüßen,
Siehe da stürzet beglückt ihm zu Füßen
Schön wie die Sonne — sein Zion, so traut,
Es bebet und harret die sehnende Braut.

Heilig, Heilig, Heilig!

Il Profeta, 1. Akt, 5. Scene, S. 21 f.

Schon hüllet die sinkende Nacht
In dunklen Schleier die Welten,
Ein neues Gestirn ist erwacht,
Es glänzt über Israels Zelten.
Es schweiget die Schöpfung so bang,
Du hörst einen Laut nur so selten,
Da tönet ein mächtiger Sang,
Er tönet aus Israels Zelten.

Dort, wo der Schöpfung gewaltiges Meer
Uferlos endet, erhebt sich allein
Strahlend im Glanze der Ewigkeit Er,
Webet unfaßbar das ewige Sein.
Chöre von Engeln sprechen das Wort,
Durch die Unendlichkeit tönet es fort,
Hallet von Sternen und Welten daher:
Heilig, Heilig, Heilig ist Er!

Und von der Erde, wer läßt wiederhallen
Den Weltall erschütternden himmlischen Sang,
Lässet in gleichen Akkorden erschallen
Wogender Lieder melodischen Klang?
Du bist es, Juda, in dir ist erstanden
Ein himmlischer Cherub den irdischen Landen,
Von Bergen und Thälern tönt es daher:
Heilig, Heilig, Heilig ist Er!

Die Bibel.

Vita di Pensiero, S. 239.

Gleich wie vor hehrem, gewaltigem Bau
Mit himmelwärts strebenden Türmen,
Der mächtig hineinragt ins ewige Blau
Und trotzet den Winden und Stürmen
Und tausend Geschlechter schon unter sich weit
Sah rauschen vorüber im Strome der Zeit:
So beug' ich vor dir mich, du ewiges Buch,
Du bringst uns den Segen, du bannest den Fluch.

Denn wie des Himmels erhabene Pracht
Des Allherrn Größe verkündet,
So lehrst du uns kennen die ewige Macht,
Vom Sterblichen nimmer ergründet.
Dein Wort, es erfüllt uns mit heiligem Grau'n,
Es bebet die Seele in ahnendem Schau'n,

Und freudiger schlägt mir das Herz in der Brust,
So dein ich gedenke voll seliger Lust.

So komm denn, du freundliches Buch, das allein
Uns bleibet als teures Vermächtnis;
Prophet und Altar du und Vaterland mein,
Du wahrest der Väter Gedächtnis.
Wenn zuckend vom Wehe sich windet das Herz
Und tief in der Seele uns wühlet der Schmerz,
So kommst du und öffnest, du Bote des Herrn,
Die rosigen Pforten der Hoffnung uns gern.

Unendliche, herrlich erhab'ne Natur,
Von Licht und von Leben erfüllet,
Du wirkest und webest in Ewigkeit nur
Am Kleid, das so stolz dich umhüllet.
Doch wagt dir der Sterbliche fragend zu nahn
Zu forschen nach Wesen und Ursprung und Plan,
Ach, da entweicht ihm dein wirkender Geist
Und hüllt sich in Nebel, der nimmer zerreißt.

Jahrhunderte wechseln, wie Wogen im Meer,
Geschlechter, sie kommen und schwinden,
Wer zählet die Völker, die Menschen all', wer,
Die Gräber, wer kann sie ergründen?
Verwirret von ewigem Wechsel und bang
Steht fragend der Mensch mit unendlichem Drang,

Doch stumm bleibt der Abgrund, er antwortet nicht,
Das Dunkel des Rätsels zerstreuet kein Licht.

Und unbewußt siehst du jetzt Mensch mit Natur,
Verschlungen den Kreislauf vollenden,
Und bald wie ein wehrloses Opfer ihn nur
An wilde Gewalten sich wenden.
Von lieblichen Bildern verführt und berauscht,
Hat jetzt er Natur wohl im Schaffen belauscht,
Doch noch nicht empfindend den höhern Drang,
Die fühllose Schönheit allein ihm gelang.

Und du, die schon längst dich so herrlich und groß
Erhoben auf Zions Gefilden,
Entrafft der Natur und der Fesseln los,
Die Geister zur Freiheit zu bilden,
In Schweigen gehüllet noch standest du dort,
Erwartend des Herrn gebietendes Wort,
Zu tragen hinein in das Dunkel der Nacht
Die Fackel der Wahrheit mit siegender Macht.

In düsteres Brüten versunken und krank
Die Menschheit inzwischen verschmachtet,
Von Leiden gequälet, sie seufzet so bang,
Verzweiflung die Seelen umnachtet.
Ein mächtiger Adler vampyrgleich sie drückt,
Mit furchtbaren Krallen das Herz ihr zerstückt

Und sauget und sauget mit gieriger Wut
Aus offenen Adern das strömende Blut.

Da donnertest, heilige Stadt, du mit Macht,
Du forderst den Riesen zum Kampfe,
Du fällst — aber strahlend in ewiger Pracht
Entsteigst du dem wirbelnden Dampfe.
Den rauchenden Trümmern ein Steinchen entrollt,
Das stürzet zu Boden den grimmen Unhold,
Die Taube, die zarte, sie tritt in den Staub
Den mächtigen Adler, begierig nach Raub.

Da donnertest, heilige Stadt, du voll Pracht —
O saget mir, Völker und Reiche,
Welches Gewalthabers furchtbare Macht
Der Macht jener Worte denn gleiche.
Von Ufer zu Ufer mit Blitzesgewalt,
Sie flogen dahin ohn' Aufenthalt,
Und siehe, der mächtig ertönende Ruf
Zwei neue Gebilde, zwei Welten erschuf.

Doch während nun weit in die Lande hinein
Der Glanz deines Lichts sich verbreitet,
Beginnst du ein neues und kräftiges Sein,
Das Herz dir im Busen sich weitet.
Geschlecht an Geschlecht überliefert dein Wort,
Und Alles ist Staub nur vor dir, unser Hort.

Die Sonne, die Sterne mit Huldigungsgruß,
Sie beugen vor dir sich, sind Schemel dem Fuß.

In dir keine Folge der Zeiten besteht
Und Himmel und Erd' sich vereinen.
Jahrhunderte sind wie ein Tag, der vergeht,
Ein Tropfen im Meere sie scheinen.
Von deinem Flügel getragen empor
Erhebt sich der Geist zu der Seligen Chor,
Und mitten im Schmerze durchzittert die Brust
Ein wonniger Schauer von himmlischer Lust.

Der reinen und hehren Freude Gefühl,
Die zartesten Töne der Liebe,
Der wilden Verzweiflung, des Jammers Gewühl,
Der Hoffnung erhaltende Triebe,
Der Leiden erziehende, läuternde Kraft,
Der Zweifel — der Glaube, der Wunder erschafft,
O, alle Akkorde der Schöpfung zugleich,
In dir sie erklingen so voll und so reich.

Du hebest die Stimme zu furchtbarem Droh'n,
Und Tyrus und Babel verschwinden.
Es stürzen Altäre, es wanket der Thron,
Die Feinde sind nimmer zu finden.
Du singst — und es öffnen die Himmel ihr Thor,
Es kreisen die Welten im jubelnden Chor,

Und Ruhe und Freude durchziehen das Herz,
Es jauchzet die Seele, erlöset vom Schmerz.

Wie oft, wenn ein Kummer die Seele bedrückt,
Das Auge sich füllte mit Thränen,
Hast du uns getröstet und wieder beglückt
Mit sanften und heiligen Tönen.
Wie manches Gemüt, von der Sünde zerstört,
Von Trübsal und Leiden und Reue verzehrt,
Hast auf du gerichtet mit liebender Hand,
Zurück du geführt von des Abgrundes Rand.

O komm', du unsterbliches Buch, das allein
Uns blieb als ein teures Vermächtnis,
Prophet und Altar du und Vaterland mein,
Du wahrest der Väter Gedächtnis.
Wenn zuckend vor Wehe sich windet das Herz,
Wenn tief in der Seele uns wühlet der Schmerz,
So kommst du und öffnest, du Bote des Herrn,
Die rosigen Pforten der Hoffnung uns gern.

In enge und düstere Gassen gebannt,
Von Haß und Verachtung umgeben,
Wo ihr, meine Väter, der Menschheit zur Schand'
Jahrhunderte mußtet verleben,
Wie oft da vernahmt ihr das wilde Geschrei
Des Pöbels, der wütend sich wälzte herbei,

Heulend und gierig nach jüdischem Blut,
So furchtbar und drohend wie reißende Flut.

Die Gattin, die Kinder, so furchtsam und bleich,
Sie zittern vor Angst und vor Grauen
Und drängen sich all an den Vater zugleich,
Dem Tode entgegenzuschauen.
Doch er, in die heiligen Blätter versenkt,
Umfaßt seine Lieben, die um ihn gedrängt,
Ein ruhiges Lächeln verklärt sein Gesicht,
Er blicket nach oben und fürchtet sich nicht.

Erhebe die Stirn, du erhabener Held
Und Opfer erhabnerer Wahrheit,
Die Stirn, die von Jahren und Kummer entstellt,
Doch strahlt von Gedankenklarheit.
Die Thora im Arm, von Allen verkannt,
Bist fort du gewandert von Lande zu Land,
Die Stürme umtobten dein ruhelos Haupt,
Sie haben dir Alles, ja Alles geraubt.

Doch eines nicht konnten sie rauben dir je,
Die Thora, sie ist dir geblieben,
Heb' hoch sie empor, daß Jeder sie seh',
Vom Finger des Herrn geschrieben.
Was thut es, wenn Fürsten und Völker vereint,
Dir Treue und Glauben und Liebe verneint,

Geblieben ist sie dir, und sie kann allein
Ersatz dir für alles Entschwundene sein.

Verstreuet in jeglichem Winkel der Erd'
Und überall fremd und alleine,
Sei sie deine Heimat, der geistige Herd,
Der all deine Kinder vereine.
Zu fernen Gestaden trag' kühn sie hinaus,
Und hoffe und warte trotz Stürmen und Graus,
Erglänzen wird einstens, der Tag ist nicht fern,
Zu neuen Triumphen ihr siegreicher Stern.

Die drei Pilger.

Vita di Pensiero S. 233.

Der Gipfel des Berges erglänzt,
Es streben drei Pilger hinauf,
Der Eine mit Rosen bekränzt
Nimmt fröhlich und heiter den Lauf.
Der Andre in härnem Gewand
Zerschlägt sich bekümmert die Brust.
Einherschritt nach oben gewandt
Der Dritte voll Ernst und voll Lust.

Im Schatten des Lorbeers am Bach,
Da ladet ein Plätzchen zur Ruh',
Da setzt sich der Erste gemach
Und singet ein Liedchen dazu:

„Mir lachet stets heiter und klar
Der Himmel, mich freut und beglückt
Die Erde von himmlischer Schar
Mit herrlichen Gaben geschmückt.
Zu Füßen der liebliche Quell,
Der murmelnd rauschet vorbei,
Und Lorbeer und Myrthe zur Stell'
Zum Kranze geflochten mir sei.
Es schäume im Becher so klar
Der goldene, köstliche Wein,
Und Venus sie reich' mir ihn dar,
Und Amor er schenke mir ein,
Es dreh'n sich die Grazien im Tanz,
Und langsam auf Schwingen von Gold
Mit süßem, berauschendem Glanz
Umschwebet ihr Träume mich hold."

Der andere Pilger jedoch
Bekümmert dort schreitet und müd'
Und schlägt sich die Brust immer noch
Und singet ein trauriges Lied.
„Ach, seufzet und betet zumal,
Denn Grauen und Nacht ist die Welt,
Ein düsteres, trauriges Thal
Von Tod und Verderben umstellt,
Ein finsterer Kerker die Erd',
Ein Kampf, der des Ringens nicht wert.

Die Schönheit mit Gift ist getränkt,
Die Freuden hat Satan gemacht,
Und schlau uns zu fangen er denkt,
Zu stürzen in ewige Nacht.
Verwischt ist die himmlische Spur,
Verflucht ist die ganze Natur.
Drum quäle und härme dich ab,
Und züchtige den sündigen Leib,
Denk' an das dunkle Grab,
Und jegliche Lust dir vertreib'!
Es lauert die Sünd' vor dem Thor,
Drum rette dich, fliehe davor."

Der Dritte mit fröhlichem Mut
Blickt kühn in die Ferne hinaus,
Getrieben von innerer Glut
Spricht folgende Worte er aus:
Aus Thränen und Freuden gewirkt
Hat Gott dieses Leben gar fein,
Und gleich wie der Geist, den er birgt,
Muß heilig der Körper dir sein.
Nicht sollst du ihn thöricht kasteien,
Noch jemals durch Wollust entweihn.
Und schön ist und heilig Natur;
Wohl wächst unter Blumen der Dorn,
Doch dienen soll allzeit er nur
Der ringenden Seele zum Sporn.

Ein Kampf ist das Leben — der Schmerz
Er stählet und läutert das Herz.
Und während ich wandre dahin
Zu hehrem Ziel mich beweg',
Dem Himmel stets dankbar ich bin
Für jegliches Blümchen am Weg,
Und fröhlich ertrag' ich das Leid,
Denn schön ist das Ziel, wenn auch weit.

Er sprach's und wanderte fort
Über Felsen und Klüfte hinauf,
Und ich, der ich lauschte dem Wort
Ich folgte des Wanderers Lauf.

Dritter Teil.

Il Profeta.

Die folgende Darstellung bezieht sich nur auf das eigentliche Drama „Il Profeta“ wie es von der ersten Ausgabe (1866) her bekannt war, nicht aber auf den phantastisch-allegorischen Dialog, der in der Ausgabe von 1884 als zweiter Teil des Profeta erschien. Dieser Dialog zwischen Emanuel (Prophetismus) und Ahasver (die Menschheit), dessen Schauplatz und hauptsächlicher Gegenstand das moderne Rom ist, steht mit dem Drama eben so wenig und noch weniger in organischem Zusammenhang als der zweite Teil des Faust mit dem ersten. Es ist ein Poem für sich voll großer Gedanken und geschichtsphilosophischer Betrachtungen, in denen wie fast in allen Werken David Levis überall als Grundnote die Liebe zum Judentum und die zu Italien hindurchklingen.

Einleitung.

Im vierzehnten Gesange des Inferno läßt sich Dante von Virgil erzählen, daß auf der Insel Kreta ein hoher Greis aufrecht stehe, der „mit dem Rücken Damiette zugewandt, den Blick auf Rom gerichtet hält.“ Dieser Greis soll nach einigen Erklärern den Genius der Zeit vorstellen, der hinter sich den Orient oder die Vergangenheit und vor sich den Occident oder die Zu-

kunft hat. Mit demſelben Bilde bezeichnet David Levi ſelbſt treffend den Charakter und die Tendenz ſeines Dramas „Il Profeta.“ Der Gegenſtand desſelben iſt der Vergangenheit Israels entnommen, und Schauplatz der Handlung iſt das alte Paläſtina, aber die Idee, deren Darſtellung ſich der Dichter zum Ziele geſetzt, bezieht ſich auf die Zukunft zunächſt Italiens und dann der ganzen Menſchheit. Der erſte Entwurf zu dem Drama entſtand, wie bereits oben bemerkt wurde, in Venedig, im Jahre 1846, alſo kurz nach dem Mißlingen der revolutionären Unternehmung der Brüder Bandiera. Angewidert von der religiöſen und politiſchen Reaktion, die damals in voller Blüte ſtand und im Innerſten entrüſtet über die ſchmähliche Behandlung, welche ſeine Glaubensgenoſſen noch immer, beſonders in Piemont, erfuhren, wandte ſich der Dichter mit um ſo innigerer Liebe wieder dem Studium der Bibel und der Geſchichte ſeines Stammes zu. Hier fühlte ſich ſeine Seele von reineren und freieren Lüften angeweht, hier erquickte ſie ſich an den ewigen Idealen einer geläuterten Gottesverehrung, einer alle Menſchen umfaſſenden Bruderliebe, wie ſie von den Propheten als das Zukunftsziel der Menſchheit gelehrt und verkündet wurde. Dieſe Ideale, in ihrem unaufhörlichen Kampfe gegen die träge Gleichgültigkeit und gegen die widerſtrebenden Leidenſchaften der Menſchen, ſowie in ihrer, trotz aller ſcheinbaren Niederlagen, ſiegreich fort-

schreitenden Macht in lebendige Gestalten verkörpert darzustellen, das erschien ihm als ein Unternehmen, welches einerseits geeignet wäre, dem Judentum die ihm gebührende Anerkennung zu verschaffen und andrerseits den Bessergesinnten in seinem eigenen Vaterlande als Aufmunterung zu dienen, ungeachtet alles Mißgeschickes in dem Kampfe für Freiheit und Recht unentwegt auszuharren. „Ich wollte" — so schreibt er selbst in der ausführlichen Einleitung zu seinem Buche — „meiner Zeit einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihre eigenen Fehler und Gebrechen erkennen und verabscheuen lerne und zugleich ein hohes Ideal, zu dem sie emporstrebend sich erheben soll. Denn es ist nicht erlaubt, eine drohende Gefahr zu bemerken, ohne den Nachbarn zu warnen; es ist nicht erlaubt, das Böse zu schauen, ohne es als solches vor aller Welt zu kennzeichnen und zu brandmarken. Allein wo einen würdigen Gegenstand finden, der geeignet wäre, die Krankheit und auch das Heilmittel in sich darzustellen, der als Träger der tausendjährigen Schmerzen und Leiden der Menschheit und zugleich auch ihrer höchsten Ideale, ihrer edelsten Bestrebungen gelten könnte?" Und indem der Dichter diese Frage an sich selbst richtet, erwachen in seinem Innern längst vergessene Eindrücke, und vor seinem geistigen Auge ersteht eine Welt von Gestalten und Gedanken, die er als die seine erkennt, in der er einst sich heimisch gefühlt und der ihn das Leben für kurze

Zeit entfremdet hatte, und eine lange endlose Reihe von Glaubenshelden und Denkern, von Kriegern und Propheten, von Vertretern der Arbeit und des Handels, alle mit dem Stempel des Märtyrertums auf der Stirn, ziehen an seiner Seele vorüber. Und welches sind die Ursachen, so fragt sich der Dichter, so andauernder und so grausamer Leiden; was ist es, das die einen zu so hartnäckiger Unterdrückung und die andern zu ebenso hartnäckigem Widerstande antreibt? Und indem er, eine Antwort suchend, im Geiste die Jahrhunderte zurückschreitet, bietet sich seinen Blicken ein tiefbetrübendes, Entsetzen erregendes Schauspiel dar. Er sieht sein Volk getreten und gehetzt, verfolgt und gemartert, weil es den gräulichen Tierdienst verabscheut, weil es nicht vor Götzen von Stein und Holz sich niederwerfen will oder weil es nicht gleich den andern einem wahnwitzigen Tyrannen göttliche Verehrung zollen will. Dort sieht er es von den Hufen sarazenischer Pferde zertreten, weil es den Fatalismus der Gewalt nicht anerkennen will, weil es nicht glauben will, daß der Mann mit dem blutigen Schwerte ein Prophet der Wahrheit und der Gerechtigkeit sei, hier wiederum auf tausend Scheiterhaufen verbrannt und gequält, weil es seinen reinen Glauben an die Einheit und Unkörperlichkeit Gottes nicht aufgeben mag. Und von der Betrachtung der vergangenen Jahrhunderte wieder zu den uns näher liegenden Zeiten herabsteigend, sieht er auch

hier Haß und Verfolgung gegen sie wüten, gemeinen Neid und selbstsüchtige Mißgunst ihnen das Leben verbittern. Angeekelt von diesem widerwärtigen und in jedem Jahrhundert immer wieder von neuem auftauchenden Schauspiel menschlicher Bosheit und Verworfenheit, fühlt der Dichter sich nahe daran, an der göttlichen Gerechtigkeit zu verzweifeln, und in seinem empörten Gemüte erhebt sich für einen Augenblick der nagende Zweifel, ob nicht Weisheit und Tugend eitel Schein und Täuschung seien, ob nicht heilig sei der Unsinn und verehrenswert das Laster. Aber schon im nächsten Augenblicke sieht er seinen Irrtum ein. In der wunderbaren Erhaltung Israels, welches seine mächtigsten Feinde überlebt, in seiner unzerstörbaren Lebenskraft und ewigen Jugend offenbart sich ihm das gerechte Walten der Vorsehung, erkennt er die Nichtigkeit uno Zukunftslosigkeit der Lüge und der Gewalt und den Triumph der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Während er so manches Volk, gewaltig an Kraft und Ruhm, vorüberziehen, sich verlieren und spurlos verschwinden sieht, taucht dieses Volk von Geächteten, diese Rasse der Unterdrückten immer wieder vor seinem geistigen Auge auf, gleich einer leuchtenden Fackel, die von Berg zu Berg, von Thal zu Thal dahineilt, sich nur zu verdunkeln scheint, um im nächsten Augenblick umso heller wieder aufzuleuchten. Während jedes andere Volk nach einem bestimmten mehr oder minder langen Zeitraume

aufhört zu denken und zu arbeiten, hat dieses Volk niemals auf den Gebrauch seiner Vernunft und seiner Thatkraft verzichtet; während bei andern Völkern häufig die Bande der Familie, der Solidarität, der Brüderlichkeit und der Ideengemeinschaft unter den Angehörigen desselben Volkes erschlaffen und sich lösen, sind diese Besitztümer dem israelitischen Volke niemals abhanden gekommen; während alle andern, uneingedenk der eignen Würde, zu den Füßen ihrer Unterdrücker und Tyrannen knieten, stand dieses Volk ungebeugt und aufrecht, seinem Gotte allein zugewandt und niemals einem Menschen; während es von allen verlacht, gestoßen und getreten wurde, hörte es doch nie auf, sich für besser zu halten als seine Unterdrücker; alles schien sich gegen es verschworen zu haben, Himmel und Erde, aber es hörte trotzdem nicht auf, sich größer zu wissen als sein Schicksal und stärker als alle Gewalten der Erde. Diese Betrachtung macht allem Schwanken des Dichters ein Ende. Der Held, der ihm als Träger des nach Verwirklichung ringenden Menschheitsideals dienen soll, ist gefunden; es ist sein eignes Volk, dessen ernste, von der Last der Jahrhunderte gebeugte, aber nicht gebrochene Gestalt ihm zuzurufen scheint: der Typus, den du suchst, das Märtyrervolk, welches hundertmal begraben, immer wieder aufersteht, um für Wahrheit und Recht zu kämpfen, das bin ich, das ist das Volk, dem du angehörst! Allein ein ganzes Volk eignet sich nicht wohl zum

Protagonisten eines Dramas, ein Volk zumal, wie das jüdische, dessen Geschichte mit den Uranfängen der Menschheit sich vermischt, bis herab zur neuesten Gegenwart reicht und über alle Zeiten und alle Länder sich erstreckt. In diesem fortwährenden Wechsel der Scenen, der Ereignisse und der handelnden Personen, müßte, um der Forderung der Kunst gerecht zu werden, zunächst derjenige geschichtliche Moment gefunden werden, von dem, wie von einem erhöhten Standpunkte aus, alle vorangegangenen sowohl wie alle folgenden Ereignisse überschaut und begriffen werden können, sodann eine Persönlichkeit, die geeignet wäre, in sich den Geist der Gesamtnation in seiner reinsten und vollkommensten Ausprägung darzustellen und zu verkörpern. Was nun die Wahl des Zeitpunktes betrifft, so drängten sich dem Geiste des Dichters zunächst und vornehmlich zwei geschichtliche Momente als die für seinen Zweck geeignetsten, auf: der Fall des ersten Tempels oder der Kampf Israels gegen die orientalischen Reiche und der Fall des zweiten Tempels oder der Kampf des Judentums gegen den römischen Cäsarismus. „Denn," fügt er hinzu, „wenn der Lebensinhalt anderer Völker sich zumeist am besten aus der Betrachtung ihres Ursprunges oder des Höhepunktes ihrer nationalen Existenz begreifen läßt, so bildet das Judentum auch hierin, wie in so vielen anderen Beziehungen, eine Ausnahme. Bescheiden in seinem Ursprunge und von geringer politischer Bedeu-

tung in seiner Glanzperiode, erreicht es seine eigentümliche Größe gerade zur Zeit des Falles. Die Niederlage ist sein Triumph. Die vorher lange Zeit in enge Schranken gebannte und wie Feuer unter der Asche ruhende Idee bricht in solchen entscheidenden Momenten, gleich der Lava eines Vulkans, mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, verbreitet sich ringsum wie verzehrende Flamme und erstrahlt weithin in hellerem und glänzenderem Lichte. Der Fall dieses Volkes bildet, im Gegensatz zu den andern Völkern, stets nur den Abschluß einer großen Epoche und zugleich den Anfang einer neuen. Wer daher das innerste Wesen des Judentums darzustellen unternimmt, der muß es gerade in einem dieser großen geschichtlichen Wendepunkte zu erfassen suchen." Nun sollte man allerdings auf den ersten Blick meinen, daß keine Epoche der jüdischen Geschichte sich so sehr zu einer dramatischen Gestaltung eignete, als der Kampf gegen Rom und die Zerstörung des zweiten Tempels. Nicht nur ist dieser Kampf ein viel intensiverer und wurde von jüdischer Seite mit viel größerem Heroismus, mit viel bewunderungswürdigerer Ausdauer und Begeisterung geführt, als der gegen Babylon, sondern er ist auch in seinen Folgen unvergleichlich weitreichender und für die Geschichte der Menschheit entscheidender als jener. Dies war ursprünglich auch die Ansicht unsres Dichters, und schon hatte er in großen Zügen den Plan zu einem diese Epoche behandelnden Drama entworfen,

als sich ihm hinterher Bedenken aufdrängten, die ihn veranlaßten, den Plan aufzugeben und die Vorgeschichte der Zerstörung des ersten Tempels zum Gegenstande seiner Dichtung zu wählen. Er selbst giebt dafür zwei Gründe an. „Erstens," sagt er, „hätte ich bei der Behandlung der römischen Epoche nicht umhin können, auf die Entstehungsgeschichte des Christentums einzugehen und so vielleicht Gefühle zu verletzen, die ich achte und den Glaubensmeinungen einer großen Mehrheit zu widersprechen, mit der mich Gefühle der Freundschaft und mitbürgerlicher Solidarität innig verbinden." Ein zweites Bedenken war dieses: Wenn auch der israelitische Gedanke um jene Zeit zu seiner vollendetsten Ausbildung gelangt war, so hatte er doch bereits auch fremde Elemente in sich aufgenommen und kam daher nicht mehr in seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit zum Ausdruck. „Ich sah ein, daß ich höher, bis zur Prophetenzeit hinaufsteigen müßte, wollte ich den Geist des Judentums in seiner reinsten Ausprägung erfassen." So einleuchtend nun auch diese von dem Dichter selbst angegebenen Motive für die Wahl des historischen Hintergrundes zu seinem Drama sein mögen, so glauben wir doch, daß noch ein andrer wichtiger Umstand, vielleicht ihm selbst unbewußt und nur durch Vermittelung eines gewissen künstlerischen Taktes auf seine Entschließung von Einfluß war. In der gewaltigen Tragödie, deren Katastrophe die Zerstörung des

zweiten Tempels bildet, fehlt für die dramatische Bearbeitung das wichtigste Element: der tragische Held, diejenige Persönlichkeit nämlich, die über alle andern hinausragend, den gegebenen Konflikt in sich selbst darstelle, und zum Austrag bringe, und als Mittelpunkt der ganzen Handlung, der Leiden sowohl wie der Wirkungen angesehen werden könne. Der tragische Held ist hier das ganze Volk, und ein ganzes Volk eignet sich eben, wie David Levi selbst richtig bemerkt, nicht wohl zum Protagonisten eines Dramas. In der Epoche der babylonischen Invasion hingegen tritt uns in Jeremias der tragische Held bereits fertig und so vollendet, so mit allen wesentlichen Merkmalen eines solchen ausgestattet, entgegen, daß der Dichter fast nichts hinzuzufügen nötig hat, daß er nichts in den Charakter hineinzulegen, sondern denselben, wie er historisch gegeben ist, nur zu entwickeln braucht. Mit Recht sagt Lazarus: „Jeremias ist durchaus eine tragische Natur, ein tragischer Held in hervorragendem Sinne; er ist vielleicht der größte tragische Charakter, der je in der Geschichte hervorgetreten ist.“ Nur unterscheidet sich freilich Jeremias insofern von den tragischen Helden des heidnischen Altertums, als er selbst schuldlos leidet. Die Schuld ist vorhanden, aber sie ist nicht in ihm, sondern in dem Volke, für welches er leidet. Sein Martyrium ist ein freiwilliges und erweckt darum in uns um so größere Sympathie und Bewunderung. Und noch eins,

nicht seine persönlichen Leiden sind es, in denen die eigentliche Tragik seines Lebens besteht, sondern das herzbrechende Mitleid mit seinem Volke, dessen selbstverschuldetes jammervolles Schicksal er lange Zeit vor dessen Eintreffen voraussieht und doch nicht abzuwenden vermag, nicht weil das Schicksal selbst unabänderlich feststeht, sondern — und das ist es, was seinen Schmerz noch tiefer und brennender macht — weil das Volk trotz seiner Bitten und Drohungen nicht auf ihn hören, sich nicht bessern will. Diese Verstocktheit ist ein bittereres Leid für den Propheten als selbst ihre unausbleiblichen Folgen; die Schuld lastet schwerer auf seinem Herzen als die Strafe, die er verkünden muß. Nichts gleicht dem Jammer, der seine Brust zerwühlt, da er mit eignen Augen sehen muß, wie das Volk, welches von Gott bestimmt ist, als Vorbild und Führer für die ganze Menschheit auf den lichtvollen Höhen der Erkenntnis und der Tugend zu wandeln, sich gleich den andern im Schmutze des Götzentums und der Sünde wälzt. Diese eigentümliche Tragik, die im Grunde beinahe allen jüdischen Propheten gemein ist, nur in Jeremia in ihrer höchsten Potenz auftritt, macht ihn wunderbar geeignet, den jüdischen Volksgeist in seinem schmerzvollen Ringen nach Selbsterhebung und Selbstvervollkommnung in sich zu verkörpern. So ist denn in der That in dem Drama David Levis unter dem Bilde Jeremias das Volk selbst der eigentliche tragische

Held. Dieses ist es, sagt er selbst, welches gegenwärtig oder abwesend stets die Scenen erfüllt. Es ist das Volk mit seinen Irrtümern und Tugenden, mit seinen Vorzügen und Schwächen, das Volk, welches fällt, um sich wieder zu erheben, welches stirbt, um wieder geboren zu werden, welches leidet und kämpft, aber auch besiegt ausharrt im Kampfe und stets von neuem hofft und wartet. Jeremia ist nämlich, obgleich die wichtigste und hervorragendste, doch nicht die einzige Figur, unter welcher der Dichter das Judentum darzustellen sucht. Neben ihm, der gleichsam das männliche, wirkende Element des unterliegenden alten Judentums verkörpert, steht die gramgebeugte Gestalt der blinden Prophetin Hulda, in der die weibliche, leidende Natur desselben zum Ausdruck kommt. Während Jeremia, wenn auch hoffnungslos, gegen das unerbittliche Geschick noch ankämpft, kann Hulda nur klagen und verzweiflungsvoll die Hände ringen. Und diesen beiden Vertretern einer im Sterben liegenden Geschichtsepoche, treten als Verkünder einer bessern Zeit und einer trostreichen Zukunft die blühenden und vom Strahlenglanze der Jugend und der Schönheit umflossenen Gestalten Emanuels und Rahels gegenüber. Emanuel glaubt an die Zukunft und kämpft, Rahel leidet nur und hofft. Auch hier also wiederum die Zweiteilung in das männliche und das weibliche Prinzip. Sollte der Dichter bei dieser allegorischen Personifizierung des uralten und ewig sich

verjüngenden Judentums an die talmudische Überlieferung gedacht haben, wonach es eine abrahamitische Münze gegeben haben soll, die auf der Vorderseite das Bildnis eines Greises und einer Greisin und auf der Rückseite das eines Jünglings und einer Jungfrau aufwies?*) Wie dem auch sei, treffender und erschöpfender hätte das Wesen des Judentums und seine geschichtliche Erscheinung nicht dargestellt werden können, als es von D. Levi durch diese vier lebensvollen und charakteristischen Gestalten geschieht. Von ganz besonderem Reize ist namentlich die auch vom Dichter mit besonderer Sorgfalt und Liebe gezeichnete Gestalt Rahels, der „Jungfrau Judas", in welcher der idealste Zug des Judentums, sein unerschütterliches Festhalten an seiner Mission und sein unzerstörbarer Glaube an die Zukunft am reinsten zum Ausdruck gelangt. Dem Judentum gegenüber erhebt sich in der Mitte des israelitischen Volkes selbst, als der gefährlichste innere Feind, das Heidentum, vertreten durch den Beluspriester Anania. In dem Buche Jeremia Kap. 29 wird bekanntlich ein Prophet Chanania ben Asur aus Gibeon als Gegner Jeremias erwähnt. Derselbe verkündet dem Volke im Gegensatz zu Jeremia die bevorstehende baldige Befreiung von dem Joche Babylons. Jeremia bezeichnet seine Weissagung als Lüge und kündigt ihm zur Strafe

*) Talmud b. Baba Kamma 97b; vgl. Ber. r. c. 39.

an, daß er eines unnatürlichen plötzlichen Todes sterben werde, was auch noch in demselben Jahre eintrifft. Aus diesen dürftigen Angaben hat die Phantasie David Levis eine Gestalt geschaffen, die zu den gewaltigsten und kühnsten Schöpfungen des dichtenden Menschengeistes gehört. Anania ist ein würdiger Gegner Jeremias. Er vereinigt in sich die dämonische Verführungsgewalt eines Mephistopheles mit der trotzigen Kühnheit eines Prometheus. Kein Wunder, daß die Menge und selbst der König, der allerdings ein charakterloser Schwächling ist, sich seinem Einflusse nicht entziehen können und fortwährend zwischen ihm und Jeremia, zwischen Heidentum und Judentum hin- und herschwanken. In diesem Kampfe zwischen den Genien des Bösen und des Guten unterliegt endlich das Böse. Anania fällt von einem Blitzstrahl getroffen in dem Augenblick, da er die in seine Gewalt geratene Rahel, nachdem er vergebens mit allerlei Lockungen und Drohungen um ihre Liebe geworben hatte, dem Moloch zum Opfer bringen will. Diese Lösung wird vielleicht manchem auf den ersten Blick als eine willkürliche und undramatische, als eine Art Deus ex machina erscheinen. Sie ist es aber nicht. Man darf nämlich nicht außer acht lassen, daß wir es hier mit einem biblischen Drama zu thun haben, wo das Eingreifen einer höheren Macht in die Geschicke der handelnden Personen nichts Befremdliches hat. In der That stirbt ja auch der falsche Prophet

Chananía, das historische Urbild unsres Anania, wie bereits oben bemerkt, eines plötzlichen Todes. Zudem ist diese unmittelbare Manifestation des göttlichen Strafgerichts hier geradezu notwendig zur Vervollständigung der Allegorie, die, wie wir bei der folgenden Darstellung des Dramas noch zeigen werden, in dem Kampfe zwischen Anania und Rahel liegt. In dem tausendjährigen Kampfe, den das Judentum gegen das Heidentum aller Zeiten zu bestehen hatte, ist das sichtbare Eingreifen der göttlichen Vorsehung zum Schutze des bedrängten Volkes in dem Augenblicke der höchsten Not eine geschichtlich wiederholt hervorgetretene Thatsache und Anania teilt nur das Schicksal der Pharao, Haman, Antiochus und wie die Verfolger Israels, die noch immer von der strafenden Gerechtigkeit Gottes ereilt wurden, sonst heißen mögen. Anania stirbt und Rahel folgt ihren verbannten Volksgenossen ins Exil, durch ihr begeistertes Lied deren gebeugtes Gemüt aufrichtend, und auf deren dornenvollen Pfade die Blumen der Hoffnung und des Glaubens an eine schönere Zukunft streuend. Doch wollen wir nunmehr zur Darstellung des Dramas selbst übergehen.

Gang der Handlung.

Die Sünden Judas haben den Zorn Gottes gegen dasselbe erregt, und Er hat beschlossen, es der Zerstörung preiszugeben und sein Volk in die Verbannung zu schicken, damit es dort seine Fehler bereuen lerne und durch innere Wiedergeburt sich einer besseren Zukunft würdig mache. Der Prophet Jeremia, der den göttlichen Ratschluß kennt, läßt kein Mittel unversucht, um das Volk zur Buße zu bewegen und von dem verderblichen Kriege mit Babel abzuhalten. Allein das von dem götzendienerischen Adel und den Baalspriestern verführte Volk hört nicht auf ihn, und er wird als Vaterlandsverräter aus der Stadt verbannt. Jetzt durcheilt er das ganze Land, um bei dem weniger verderbten Landvolk das zu versuchen, was ihm in der Stadt nicht gelungen war. Allein von unwiderstehlichem Drange getrieben, ist er entschlossen, um jeden Preis nach Jerusalem zurückkehren, um dort noch einmal seine warnende Stimme zu erheben. Vorher jedoch will er in Rama mit den Prophetenjüngern Rat halten und die Eingebung Gottes erwarten. Dort trifft er mit seiner Tochter Rahel zusammen, die sich in Gesellschaft der alten und blinden Prophetin Hulda befindet. Nach und nach treffen die Jünger, die gleich ihm als Verbannte umherirren, zur Zusammenkunft in Rama ein. Einer von ihnen, des Propheten Liebling und Rahels Bräutigam, hat sich bis nach Babel vor-

gewagt und die innere Morschheit des gefürchteten Feindes aus eigener Anschauung kennen gelernt. Mit jugendlichem Feuereifer und flammender Begeisterung drängt er zur That. Babels gefürchtete Kraft beruhe nur auf der Feigheit und dem sklavischen Sinne der Unterdrückten, die sich gegenseitig bekriegen und zerfleischen, anstatt gegen den gemeinsamen Feind sich zu erheben. Es gilt sie alle zu vereinen und zum heiligen Kampf aufzurufen. Das sei der Propheten Aufgabe. Die Wahrheit wird und muß siegen. Wann? Das liegt in Gottes Hand, aber der Mensch darf nicht unthätig bleiben. Er muß sich zum Werkzeug der Ratschlüsse Gottes machen.

„Der Weg ist in der Menschen Hand,
In Gottes Händen ist das Ziel,
Unser ist die Zeit,
Sein die Ewigkeit."

Er erzählt von den Leiden der Verbannten in Babylon, wie sie, unter dem Druck ihrer Dränger seufzend und von Sehnsucht nach Zion verzehrt, im Dunkel der Nacht an den Strömen Babels sitzen und, den Blick nach Zion hin gewendet, Trauergesänge anstimmen. Jetzt, da sie die Botschaft von der Erhebung ihrer Brüder vernommen, eilen sie zu Tausenden nach der heiligen Stadt herbei, der Gefahren nicht achtend und dem Tode trotzend, um für Zion zu kämpfen. Seinem stürmischen Drängen giebt Jeremia nach. Doch

soll der Kampf nur dann aufgenommen werden, wenn es gelingt, die benachbarten Völker Tyrus, Moab, Edom und Ägypten zu einem Bündnis mit Juda gegen Babylon zu vereinigen. Zu diesem Zwecke werden die Prophetenjünger nach allen Seiten ausgesandt, um die Koalition zu bewerkstelligen, während Jeremia und Emanuel nach Jerusalem zurückkehren. Damit schließt der erste Akt.

Der zweite Akt führt uns in das Königsschloß Zedekias, wo über die kurz vorher eingetroffene Nachricht von dem Falle Azekas, der letzten jüdischen Festung große Bestürzung herrscht. Dieses Ereignis versteht der Baalspriester Anania, der zugleich von tödlichem Haß gegen Jeremia und von sündiger Leidenschaft für dessen Tochter Rahel erglüht, für seine höllischen Pläne trefflich auszunützen. Er führt das Unglück auf die schwere Beleidigung zurück, welche Jeremia und seine Tochter den Göttern zugefügt, indem sie durch ihre aufreizenden Reden das Volk dazu veranlaßt hätten, die Baalsaltäre zu zertrümmern. Den schwachen und unentschlossenen König, der bald den Gott Israels anbetet und bald vor Baal und Melitta sich niederwirft, sucht er mit glänzenden Vorspiegelungen künftiger Größe, die er in den Sternen für ihn gelesen haben will, zu bethören und für seine Wünsche zu gewinnen. Allein Zedekia ist eben zu schwach, um irgend einen Entschluß zu fassen. Kaum hat Anania sich entfernt, da erscheint

Jeremia vor dem König, und wie früher dem Baalspriester, so leiht Zedekia jetzt dem Gottespropheten sein Ohr und hört zitternd dessen vernichtende Weissagung an. Auf seine Frage, ob noch Rettung möglich sei und auf welchem Wege, erinnert ihn der Prophet, wie Israel groß und glücklich war, so oft es seinem Gotte die Treue bewahrt und wie jeder Abfall von diesem es in Knechtschaft und Unglück stürzte. In der Rückkehr zu Gott solle er daher auch diesmal sein Heil suchen. Mit begeisterten Worten fordert er ihn schließlich auf, sich von den fremden Göttern abzuwenden, und gleich Mose und Josua einen neuen Bund mit Gott zu schließen und das bethörte Volk zu seinem alleinigen Dienste, zur Sittenreinheit, zur Gerechtigkeit zurückzuführen. Dann könne er getrost dem Feinde die Stirn bieten, dann sei der Sieg ihm sicher. Schon rücke Emanuel mit einer begeisterten Schar gottgeweihter Krieger gegen das feindliche Belagerungsheer und morgen, ehe die Sonne aufgehe, werden sie siegreich in die Stadt einziehen. Das möge dem König als ein göttliches Zeichen der Wahrheit seiner Verkündigung gelten. Die Vorhersagung des Propheten geht in Erfüllung. Gefolgt von einer Schar junger Propheten und aus dem Exil herbeigeeilter Patrioten, zu denen nach und nach kleine Haufen entschlossener Gebirgsbewohner stoßen, durchbricht Emanuel am frühen Morgen die Reihen des Belagerungsheeres und bahnt sich einen Weg in die Stadt, deren Thore

sich dem Sieger öffnen und wo er mit den Seinen mit Jubel empfangen wird. Es ist der 15. Nissan, und trotz der überhandgenommenen Vielgötterei wallt das Volk in großen Haufen zum Tempelberge hinauf, um seiner uralten Gewohnheit gemäß das Pesachfest zu feiern. Emanuel und seine Getreuen werden von der Volksmenge in rasch aufwallender Begeisterung im Triumph dahin geführt. An den zum Tempel emporführenden Stufen stoßen sie mit Anania und seinem Anhang zusammen, und mitten unter der hin und her wogenden Volksmenge, die bald auf die eine und bald auf die andere Seite sich neigt, bald Emanuel und bald Anania zujubelt, entspinnt sich zwischen diesen beiden ein Wortkampf, in dem jeder die Wahrheit der von ihm vertretenen Anschauung zu beweisen und das Volk auf seine Seite zu bringen sucht. Da erscheint Jeremia und mit dem Worte flammender Begeisterung ruft er das Volk zu dem neuen Bunde mit seinem Gotte auf, der es aus Ägypten erlöst und auch von Babel es befreien werde, wenn es treu zu Ihm halte und seinem Dienste sich weihe.

„Kehr' um, o kehr' um, du Gemeinde des Herrn,
„Mag all seine Pfeile das Schicksal versenden,
„Mag immerhin nahe dem Staub es dich bringen,
„Der Sonne gleich leuchtend erhebst du dich wieder,
„Und schön wie der Morgen erglänzt dir dein Heil."

Die leicht entzündliche Menge ist von den Worten des Propheten hingerissen und schwört einmütig, sich

von dem Götzendienste abzuwenden und zum Gotte seiner Väter zurückzukehren. Anania und seine Leute, gegen die sich nun die Wut des Volkes wendet, sind in Gefahr, von diesem umgebracht zu werden, allein Jeremia beschwichtigt die Menge. Gottes sei die Rache, und es solle der heilige Ort und des Festes hehre Weihe nicht durch das Blut der Verräter verunreinigt werden. Friede und Liebe sollen fortan Israels Söhne verbinden, es sollen die Sklaven befreit und das in Vergessenheit geratene Jubeljahr wieder verkündigt werden.

Wie einzig ist Gott in der Höh',
Sei einzig der Opferung Stätte,
Und brüderlich um den Altar
Das Volk sich in Liebe vereine
. . . . . .
Von einem Gedanken beseelt
Der ewigen Sonne es gleichet
Unsterblich und lebenverbreitend.
Auf nun, o Israels Volk!
Erschließt euch, ihr Pforten des Tempels
In heilig erhabener Pracht;
Es nahet ein Volk sich, dem Führer
Ist Wahrheit, und Kraft — das Gesetz."

Bei diesen Worten thun sich die Pforten des Heiligtums auf, und Levitenchöre stimmen Festgesänge an, in die die Propheten mit den Worten einfallen, in welche der zweite Akt ausklingt:

„Der ganzen Menschheit erstrahle dein Licht.
Und Himmel und Erde verbind' es von neuem."

Das Pesachfest ist vorüber und mit ihm die weihevolle Stimmung und die guten Vorsätze des Volkes. Die Begeisterung, die damals an den Stufen des Tempels so rasch emporgelodert war, ist ebenso rasch wieder verflogen. Der feierliche Schwur ist vergessen, und das Volk wandelt wie vordem in den Bahnen der ausschweifendsten Sinnenlust und des scheußlichsten Götzendienstes. Darauf hatte Anania auch gerechnet. Er kannte die launische Menge zu gut, um wegen der Niederlage, die er damals am 15. Nissan erlitten, sein Spiel verloren zu geben. Zudem haben sich die Umstände inzwischen sehr zu seinen Gunsten verändert. Die von ihm und seiner Partei so lange erwartete und verkündete Hilfe Ägyptens war endlich eingetroffen, und Nebukadnezar hatte sich genötigt gesehen, die Belagerung Jerusalems vorläufig aufzuheben, um dem ägyptischen Heere entgegenzuziehen. Darob herrscht große Freude in Jerusalem, und das verblendete Volk, welches in dem Wahne befangen ist, daß nun alle Not vorüber und daß die vermeintliche Befreiung der Gunst der fremden Götter zu danken sei, jubelt den falschen Propheten und den Götzenpriestern, die es in diesem Wahne zu bestärken suchen, zu und ergiebt sich mit um so zügelloserer Raserei dem schamlosen und blutrünstigen Kultus des Moloch und der Astarte. Im Vertrauen auf die starke Macht Ägyptens wird von der Kriegspartei ein Ausfall geplant, um dem babylonischen Heere in den Rücken zu

fallen und es so zwischen zwei Feuern gänzlich aufzureiben. Vergebens erhebt Jeremia von neuem seine warnende Stimme; vergebens verkündet er die baldige Rückkehr des Babyloniers und das furchtbare Strafgericht, das dann über die gottvergessene und meineidige Stadt hereinbrechen würde. Das Volk hört nicht auf ihn. Er wird als Schwarzseher und Unheilverkünder von allen verlacht und gemißhandelt. Jetzt hält Anania den Zeitpunkt für gekommen, um seinen verbrecherischen Anschlag gegen den Propheten und dessen Tochter zur Ausführung zu bringen. Der Hauptmann der Wache Iria ist sein Freund und Vertrauter, und dieser soll ihm bei der Verwirklichung seines schlau ausgedachten Planes behilflich sein. Er weiß, daß Jeremia, von innerer Unruhe getrieben, oft im Dunkel der Nacht, nur von Rahel begleitet, die sündige Stadt verläßt, um draußen auf den Bergen ungestört über das Unglück seines Volkes zu klagen und heiße Gebete für dessen Rettung zum Himmel emporzusenden. Bei einer solchen nächtlichen Wanderung sollen nun die beiden als verdächtig, den in der Stadt geplanten Ausfall dem Feinde verraten zu wollen, von der Thorwache ergriffen und Jeremia ins Gefängnis, Rahel aber in den Belustempel gebracht werden. Den Ausgang dieses Bubenstückes erwartend, sehen wir im Beginn des dritten Aktes Anania in dem auf einer Anhöhe gelegenen Tempel, von einem mit Stern- und Götterbildern

phantastisch ausgeschmückten Turmgemach aus die Sterne betrachten und aus ihnen günstige Vorzeichen für das Gelingen seines Unternehmens herauslesen. Anania ist nämlich ein betrogener Betrüger, er glaubt wirklich an die zukunftkündende und gestaltende Macht der Sterne und ist deshalb einigermaßen beunruhigt, da es ihm scheint, als ob die Konstellation nicht ganz seinen Wünschen entspräche. Doch während er noch darüber nachsinnt und die zögernde Venus durch Beschwörungen und durch Gelübde sich geneigt zu machen sucht, wird ihm die Nachricht gebracht, daß der Plan gelungen sei und das Opfer bald in seiner Gewalt sein werde. Diese Nachricht versetzt ihn in einen Zustand höchster Ekstase, in dem er gleichsam über sich selbst hinauswächst und übermenschliche Kräfte in sich erwachen fühlt. Er sieht in Rahel nicht nur das begehrenswerte Weib, sondern ein Wesen höherer Art, durch dessen Besitz er sich selbst zur Götterhöhe emporträumt. Wie er sie damals in Tosta auf einem umgestürzten Altar, strahlend von überirdischer Schönheit und hoch über die Menge hinausragend stehen sah, das lange, schwarze Haar über die Schultern herabwallend und das wunderliebliche Antlitz mit dem begeisterten Seherblick zum Himmel gerichtet, und das Volk mit unwiderstehlichem Zauber begeisternd, hinreißend .... da erschien sie ihm, wie eine hohe Göttin, wie der zur Erde herabgestiegene Genius Israels. Und nun ist sie sein ... Welch ein

Machtgefühl durchſtrömt bei dieſem Gedanken ſein ganzes Weſen! Tief unter ſeinen Füßen liegt die Stadt wie in tiefem Schlaf verſunken, und über ſeinem Haupte wölbt ſich in ſtiller Majeſtät der nächtliche Himmel mit ſeinen tauſend und abertauſend geheimnisvoll funkelnden Sternen. Alles ruht, nur er allein wacht und ſinnt und forſcht, ob es ihm nicht gelinge, die Natur in ihrem Schlafe zu überraſchen und ihr das offenbarende Wort zu entreißen, welches Macht und Herrſchaft verleiht. Doch ſiehe, dort auf dem gegenüberliegenden Hügel ragt trotzig und ſtolz, wie ein mächtiger Rieſe, der Tempel Israels empor, als wollte er ihm und ſeinem Belus die Herrſchaft ſtreitig machen und des Himmels unermeßlichen Bau ganz allein auf ſeinen Schultern tragen. Von jenem Tempel dort geht eine alte Sage, daß einſt ihm die Herrſchaft über die Völker gehören würde .... Ah, wenn es ihm, Anania, gelänge, dort ſeinen Thron zu errichten, von dort aus ſein Reich über die Welt auszudehnen! .... Wieder wendet ſich ſein Blick der ruhenden Natur zu, der lebendigen, alles umfaſſenden Gottheit, welche die tauſend über Himmel und Erde und Meere verſtreuten Lebenskeime in ihrem Schoße vereinigt und ſie in Ewigkeit zerſtört und wieder erſchafft. Wie ein Tempel erſcheint ihm das Univerſum, vom Himmel, wie von einer Decke überwölbt, von der die Sterne wie Millionen angezündeter Lampen herableuchten; Altäre ſind die rauchenden Bergesgipfel, die

Winde, des Meeres Wogen und des Waldes Rauschen sind heilige Melodien lobsingender Priesterchöre, und von den blühenden Feldern und Wiesen, von Thymian und Myrte und der ragenden Ceder steigen unaufhörlich würzige Düfte wie Weihrauchwolken empor. Da beginnt es am östlichen Horizont sich langsam aufzuhellen, die Sterne verhüllen ihr Angesicht, wie Priester beim Erscheinen der Gottheit, die zitternden Schatten der Nacht entfliehen, es regt sich überall in Feld und Busch, die Vögel erwachen und stimmen erst leise und dann lauter und immer lauter ihre schmetternden Lieder an, die Erde errötet wie eine Braut unter dem Kusse der Sonne, die sie mit ihren Strahlen wie in glühender Umarmung umfängt. Jetzt ist die Sonne ganz aufgegangen, und Anania wirft sich anbetend zur Erde.

Der Vorhof des Tempels hat sich inzwischen allmählich mit einer bunten Volksmenge gefüllt, in welcher über das Ereignis des Tages, die Aufhebung der Belagerung, ihre Ursachen und wahrscheinlichen Folgen in verschiedener Weise geurteilt und lebhaft gestritten wird. Die götzendienerischen Priester verfehlen nicht, bei dieser Gelegenheit Anania als wahren Propheten, der dies alles vorausgesehen und verkündet hatte, laut zu preisen, Jeremia hingegen als Neidhart, als Chaldäerfreund anzuschwärzen und verächtlich zu machen. Darin werden sie von Anania selbst, der sich nach einiger Zeit

zu ihnen gesellt, kräftigst unterstützt. Der Tag wird es kundthun, sagt er mit stolzer Zuversicht, wer der wahre Vaterlandsfreund und wer der Verräter sei. Indem wird von fern her dumpfes verworrenes Geräusch vernommen. Eine lärmende und schreiende Menge wälzt sich den Tempelberg hinauf. Bald werden auch die einzelnen Gestalten erkennbar. Es ist Jeremia, der von den Soldaten gefesselt, herbeigeschleppt und von einem wütenden Volkshaufen mit Flüchen und Drohungen begleitet wird. Tod dem Verräter! Er soll sterben! so schallt es von allen Seiten und die Menge drängt wütend auf Jeremia ein, um ihn der Wache zu entreißen und zu töten. Einem der angesehensten Volksältesten gelingt es jedoch, sich Gehör zu verschaffen und die erhitzten Gemüter zu beruhigen. Es sei in Israel niemals Brauch gewesen, selbst den gemeinsten Verbrecher ungehört zu verdammen. Hier im Vorhof des Tempels, im Angesichte des Volkes solle ungesäumt eine ordentliche Gerichtssitzung veranstaltet und über den Angeklagten nach Recht und Gesetz geurteilt werden. Wenn seine Schuld erwiesen, so möge die gerechte Strafe ihn schonungslos treffen. Dieser Aufforderung wird Folge geleistet, und nachdem die Volksältesten als Richter sich in hergebrachter Weise geordnet und die Krieger sich zu beiden Seiten derselben aufgestellt haben, beginnt die Verhandlung, die der Herold mit folgenden Worten eröffnet: „Höre, o Israel! Volk des Gesetzes,

Gericht ist eröffnet, es thronet der Herr in der Richter Versammlung. Im Namen des Höchsten gebiet' ich Euch Schweigen." Diese Volksgerichtsscene ist ein wahres Meisterstück. Die einzelnen Phasen der Verhandlung, Anklage, Zeugenverhör und Verteidigung sind mit so bewundernswerter Treue des Kolorits, mit so packender Anschaulichkeit geschildert, daß man sich mitten unter die leidenschaftlich erregte Menge versetzt fühlt und die wechselnden Empfindungen, mit denen dieselbe dem Verlaufe der Verhandlung folgt, innerlich mit durchmacht. Stumm vor Schmerz und Entrüstung hört der Prophet die gegen ihn erhobene Anklage auf Landesverrat, ohne ein Wort zu erwidern, an. Vergeblich sind die Bitten und Beschwörungen seiner wenigen Freunde und Verehrer, doch nur ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen und die freche Anklage zurückzuweisen und zunichte zu machen. Den Blick wie abwesend in die Ferne gerichtet, verharrt er unabänderlich in seinem düstern Schweigen. Was soll er auch sagen? Ist diese Anklage gegen ihn, der seit mehr als zwanzig Jahren keinen andern Gedanken hat, als das Wohl seines Volkes, für welches er unsägliche Qualen erlitten, für welches er ein Martyrium ohne Gleichen auf sich genommen, ist diese Anklage nicht das traurigste Zeichen, wie weit es mit diesem Volke gekommen? Er sieht es immer näher dem Abgrunde zutaumeln, in dem es seinen Untergang finden soll, und sein Arm ist macht-

los, um es davon zurückzuhalten. Was kümmert ihn da der Ausgang dieser Verhandlung? was liegt an seinem Leben? Da drängt sich plötzlich ein äthiopischer Sklave durch die Menge hindurch, stürzt dem Propheten zu Füßen, küßt inbrünstig den Saum seines Mantels und erzählt dann schluchzend der verwundert lauschenden Menge, wie er in der vergangenen Nacht auf jener Anhöhe den Propheten zusammen mit seiner Tochter habe laut zu Gott beten und weinen hören für die Rettung seines Volkes. Die Erzählung des Äthiopiers macht einen tiefen Eindruck auf die Versammlung und schon werden mehrere Stimmen zu seinem Gunsten vernommen, da ergreift Anania von neuem das Wort zur Anklage und durch geschickte Gruppierung von Verdachtsgründen gelingt es ihm, Richter und Volk so völlig umzustimmen, daß selbst die Freunde Jeremias an ihm irre zu werden und an seiner Unschuld zu zweifeln beginnen. Noch einmal beschwören sie ihn bei der Liebe zu Zion und zur Gerechtigkeit die schwere Anschuldigung von sich abzuwälzen, und als hätte der Name Zions den Bann gelöst, der bis jetzt auf seiner Seele gelastet, so bricht jetzt endlich der Prophet sein brütendes Schweigen und, o Erde, Erde, Erde! so schreit es aus der gequälten und nach Fassung ringenden Brust hervor, und wie grollender, von den Bergen wiederhallender Donner tönt es durch die Versammlung, daß die Herzen der Hörer in ihrem Innersten erbeben.

Er schildert die alles Maß übersteigenden Sünden Judas und den drob erwachten Zorn des Höchsten, der alle Gewalten der Zerstörung gegen es aufruft und Tod und Vernichtung auf seine gesegneten Fluren herabsendet. Doch allmählich verlöschen die zuckenden Blitze, der Donner verhallt und die zürnende Rede geht in eine sanfte, erschütternde Klage über. Der Prophet vernimmt die Stimme der Erzmutter Rahel, die weinend vor dem Thron Gottes um Gnade für ihre Kinder fleht, er sieht die Gräber der Patriarchen sich öffnen und ihre ehrwürdigen Gestalten trauernd umherirren, die ganze Schöpfung scheint in Trauer gehüllt, und Erbarmen! zu rufen, aber zu spät! zu spät! das Urteil ist gefällt — so tönt es geheimnisvoll durch die Lüfte, und zu spät! zu spät! hallt es dumpf von Himmel und Erde zurück ....

Der Eindruck dieser Rede ist ein gewaltiger, erschütternder. Wohl gelingt es Anania, ihn durch erneuerte Angriffe auf Jeremia einigermaßen abzuschwächen, aber das erschreckte und eingeschüchterte Volk wagt es nicht mehr, sich an dem Propheten zu vergreifen. Dieser wird von den Richtern freigesprochen, nur soll er, um das Volk nicht ferner mit seinen Reden zu entmutigen, bis nach vollständiger Beendigung des Krieges, im Kerker behalten werden. Während er von den Soldaten dorthin abgeführt wird, begegnet ihm Emanuel, der ihn mit Gewalt von der Wache zu

befreien sucht; aber Jeremia befiehlt ihm ruhig zu bleiben und ihn seinem Schicksal zu überlassen. Und wo ist Rahel? fragt nun Emanuel. Jetzt erst bemerkt der Prophet, daß diese nicht an seiner Seite sei und von düsterer Ahnung erfaßt, drängt er Emanuel zur Eile, ihre Spur aufzufinden und sie zu befreien. —

Rahel war indes in den Belustempel gebracht worden. Dort erwacht sie aus einer schweren Betäubung. Es ist Nacht und sie ist allein, ohne zu wissen, wo sie sich befindet. Da dringt von außen her Chorgesang an ihr Ohr. Sie fühlt sich von einem geheimen Schauer erfaßt, und angstvoll horcht sie auf die Worte des Gesanges, die ihr das Blut in den Adern erstarren machen. Kein Zweifel, das sind die Dienerinnen der unzüchtigen Melitta, die dort singen, und sie ist in der Gewalt der Todfeinde ihres Vaters und ihres Glaubens. Mit tiefem Grauen erkennt sie ihre furchtbare Lage, aber hilflos und verlassen, wie sie ist, richtet sich ihre Seele allmählich wieder auf im Vertrauen auf Gott, den Allgegenwärtigen, und von neuer Hoffnung beseelt, beginnt sie leise zu singen:

„Die tönende Harfe man hat mir genommen,
Ach wie beklommen
Verschmacht' ich im Schatten,
Die Glieder, die matten,
Sie sind wie gebrochen,
Das Herz ist durchstochen.

Durchstochen das Herze, doch schweift der Gedanke
Der sehnsüchtig kranke,
Der allzeit gequälte
Und schmerzenvermählte
Und suchet und bebet
Und seufzet und strebet!

Und seufzet und strebet, wie Flamme, die brütet
Nur mächtiger wütet,
Jemehr man ihr wehret;
Von Sehnsucht genähret
Erstarken die Triebe
Der Jungfrauenliebe.

Der Liebe im schmerzvollen Kampfe und Ringen
Erwachsen die Schwingen,
Die kräftig sich regen
Zum Himmel verwegen
Vom irdischen Leben
Den Flug zu erheben.

Den Flug zu erheben, zerreißend die Bande
In schönere Lande
Im Geist sich zu flüchten
Zur Wahrheit, zur lichten
Zu dir, o du Reiner,
Unendlicher, Einer!

Unendlicher, Einer, erhabener Meister,
Der Herzen und Geister
Erschafft und erleuchtet,
Zu dir, wie zum Neste die Taube, ich eile,
Und himmlische Ruhe mit Engeln ich teile.
Mein Hort, du mein Starker, du wirst mir zum Heile,
Daß furchtlos ich weile!“

Draußen beginnt der Chorgesang von neuem; es öffnen sich die Pforten des Tempels, und herein tritt Anania, begleitet von einer Schar Fackeln tragender und Weihrauchpfannen schwingender Priester. Anania wirft ihr einen Ring in den Schoß, wodurch sie feierlich dem Dienste der Melitta geweiht werden soll. Aber sie schleudert den Ring mit Verachtung weit von sich fort. Auf einen Wink Ananias entfernen sich darauf die Priester, und er bleibt allein mit ihr zurück. Die darauffolgende Scene ist eine lebensvolle und künstlerisch vollendete symbolische Darstellung des siegreichen Kampfes, den Israel gegen das Heidentum aller Zeiten bestanden hat und wie weder die sirenenhaft lockenden Versuchungen noch die Drohungen und Gewaltthaten, denen es ausgesetzt war, es seinem Gotte haben abwendig machen können. Bei der leidenschaftlichen Liebeswerbung Ananias und der standhaften Abwehr, die ihm Rahel entgegensetzt, muß man unwillkürlich an das schöne Akdamuth-Lied*) denken, wo ebenfalls Israel in der Gestalt eines jungen, schönen Weibes erscheint, das die ungestüme Werbung der Nationen würdevoll zurückweist.

„Wer ist denn dein Liebster, du holde Gestalt,
Um den du nicht achtest der Löwen Gewalt?
O, wolltest du wandeln mit uns, deinen Herrn,
All deine Wünsche erfüllten wir gern."

*) Ein im deutschen Synagogenritus üblicher aramäischer Prolog zur Vorlesung des Festabschnittes am ersten Tage des Wochenfestes.

So sprechen die Nationen zu Israel, worauf dieses erwidert:

„Ach, kenntet ihr ihn nur, wie würdet ihr weise!
Was gilt euer Glanz vor der Ewigkeit Preise,
O herrlicher Tag, da einst aufgeht mein Heil,
Die lichtvollste Zukunft mir wird dann zu teil."

Ganz ähnlich erwidert hier Rahel auf die glänzenden Vorspiegelungen von königlicher Pracht und Herrlichkeit, mit denen Anania sie zu locken versucht:

„Nach anderen Schätzen wohl steht mir der Sinn,
Zu anderer Größe, ach, zieht es mich hin,
Nach dir ist mein Sehnen, o Gott, nur allein,
Der Herrlichkeit Zions laß Zeuge mich sein."

Und da er fortfährt in sie zu dringen, ihre einsame Existenz in der Grotte zu Rama, wo ihre strahlende Schönheit ungekannt und unbewundert verkümmern müßte, mit dem glanzvollen Leben an seiner Seite zu vertauschen, wo sie von allen bewundert und gleich einer Göttin verehrt, auch zur Verherrlichung und zum Triumphe Israels würde beitragen können, fügt sie ablehnend hinzu:

„Geschrieben im Himmel sind Judas Geschicke,
Erhaben und sicher ist Israels Los;
Wenn einst es durch Leiden gereift ist zum Glücke
Erglänzt ihm die Sonne so herrlich und groß.
Gerne ertrag' ich die Schmerzen der Welt
Und — glaub' mir — nicht einen der goldenen Träume,
Die oft mir mit freundlichem Lichtstrahl erhellt
Des einsamen Rama verödete Räume,
Vertauscht' ich für all' dein' erlogene Pracht,
Für Reichtum und Herrschaft und fürstliche Macht."

Nun ist die Geduld Ananias zu Ende, und da er vergebens gebeten, beginnt er zu drohen. Sie sei in seiner Gewalt und da sie seine Liebe verschmähe, soll sie seinen Haß kennen lernen. Es bedürfe nur eines Winkes von ihm, um sie als Opfer des Moloch dem Feuertode zu überantworten. Er schildert die grausamen Qualen, denen sie durch ihre Halsstarrigkeit entgegengehe, aber Rahel bleibt unerschütterlich fest, wie vordem; sie spottet jetzt seiner Drohungen, wie sie bisher seinen Versuchungen wiederstanden hat; sie befiehlt ihre reine Seele dem Herrn und ist bereit, den Märtyrertod zu sterben. Der vor Wut fast wahnsinnig gewordene Anania ruft die Priester herbei, und schon stürzen sich diese auf Rahel, sie in den nebenanliegenden Raum schleppend, um sie dem flammensprühenden Moloch in die Arme zu werfen, da wird von außen her lautes Waffengeklirr vernommen, während gleichzeitig ein schweres Gewitter losbricht. Der Blitz hat in der Nähe des Altars eingeschlagen, und Anania stürzt geblendet und wankend auf die Scene. Ihm folgen Emanuel mit Rahel und die entsetzte Priesterschar. Anania verfällt allmählich in einen Zustand des Deliriums, wilder Verzückung, in dem er den flammenden Horeb vor sich sieht, vor dem seine Götzen erbleichen und verschwinden, und mit dem Aufschrei: „Du hast gesiegt, o Unendlicher, Einer!“ stürzt er tot zu Boden. Hiermit ist der dritte Akt zu Ende, und alles drängt

nun zur Katastrophe hin. Das Judentum hat geistig den Sieg über das Heidentum davongetragen, materiell wird es demselben erliegen: Rahel ist rein aus dem Kampfe hervorgegangen, aber sie wird ins Exil wandern müssen, um die Sünden ihres Volkes zu sühnen und einer neuen schöneren Zukunft entgegenzuharren.

Am Beginn des vierten Aktes erfahren wir, daß die Vorhersagung des Propheten sich erfüllt hat. Nebukadnezar hatte nach einem raschen Siege über die Hilfstruppen Ägyptens seine Waffen wieder gegen Jerusalem gewendet; die geringe Streitmacht, die ihm von da aus entgegengeschickt wurde, war beinahe gänzlich aufgerieben, und die von neuem belagerte Stadt, in der nun auch Hunger und Pest, des Krieges unheimliche Begleiter, zu wüten beginnen, bereitet sich zum letzten Verzweiflungskampf vor. Die von Jeremia an die Nachbarvölker ausgesandten Prophetenjünger sind zurückgekehrt. Sie bringen trostlose Kunde. Statt der erwarteten Hilfe haben sie überall nur Spott und Schadenfreude gefunden. Es bleibt nun nichts anderes übrig, als bis zum letzten Augenblick sich tapfer zu verteidigen und im übrigen dem Willen Gottes sich zu ergeben. Schon hat der Feind die äußere Umfassungsmauer durchbrochen, und schon wütet der Kampf vor den Thoren der Stadt. Auch Emanuel zieht in den Kampf hinaus, und die Scene, in der er von Rahel Abschied nimmt, ist

eine der schönsten des ganzen Dramas. Sie versucht es zuerst, ihn zurückzuhalten und zur Flucht mit ihr zu bewegen. Aber bald sieht sie selbst das Ungebührliche ihres Verlangens ein. Die selbstsüchtige Regung des liebenden Weibes ist überwunden, und die Tochter des Propheten erhebt sich wieder zur Höhe opferfreudiger Entsagung. Sie will mit ihm in den Kampf ziehen und an seiner Seite für ihr Volk sterben, aber er lehnt es mit den Worten ab, in denen der Dichter wieder einmal die Bestimmung Israels andeuten wollte:

„Zum Lieben,
Zum Beten und Denken hat Gott dich geschaffen,
Und nimmer soll Blut deine Hände entweihen,
Inmitten der Qual, die das Herz dir zerreißt,
Inmitten der Stürme, die wild dich umtosen,
Heb' hoch du empor deine Hand, die so rein,
Und weise zum Himmel die Menschen hinauf,
Und lehr' sie die Hoffnung bewahren im Leid."

Endlich naht der Augenblick der Trennung. Doch ehe sie auseinandergehen, soll das Band der Liebe, das ihre Seelen im stillen längst mit einander geknüpft, nun auch vor Gott besiegelt und geweiht werden. An den Stufen des Tempels schwören sie sich, Hand in Hand, ewige Treue und nimmer erlöschende Liebe. Bei dem symbolischen Charakter, der, wie wir gesehen haben, allen Hauptfiguren des Dramas anhaftet, liegt es nahe, in der Verbindung der beiden Liebenden, die in dem Augenblick erfolgt, da das Judentum mit dem bevor-

stehenden Verluste seiner staatlichen Existenz erst zum Bewußtsein seiner sittlichen und geistigen Kräfte gelangen und im Exil für die Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe sich vorbereiten soll, eben diesen bewußten Anschluß, diese innige Hingabe des geschichtlichen Israels an seine ideale Bestimmung, die in Rahel verkörpert ist, sinnbildlich dargestellt zu sehen. Diese Auffassung erhält in der That ihre volle Bestätigung durch die letzten Worte Emanuels:

„Mag immerhin wüten die Tücke des Schicksals,
Zerstörungsgewalten entfesseln der Abgrund,
Mag uns zu entzweien sich türmen die Hochflut
Der Fürsten und Völker — ich schwör' es beim Himmel,
Vereint sind wir beide zu ewigem Bunde.

Laß immerhin Menschen und Länder und Meere
An uns ihre Kräfte zusammen erproben,
Von tausend Geschossen getroffen mag sinken
Verblutend zu Boden dies irdische Leben,
Vereint sind wir beide zu ewigem Bunde."

Mit diesen Worten reißt sich Emanuel los und stürmt fort nach dem Kampfplatz, während Rahel weinend auf den Stufen des Tempels zurückbleibt. — Hat uns der Dichter in der eben geschilderten Scene die mitten in seinem Todeskampfe begonnene Wiedergeburt des israelitischen Volkes, wie sie durch immer engern Anschluß an seine Eigenart und an seine religiösen Ideale sich vollziehen soll, symbolisch angedeutet,

so läßt er uns in der darauffolgenden Scene in einer prophetischen Vision Jeremias gleichsam die geschichtlichen Folgen dieses Prozesses, wie in weiter Perspektive voraussehen. In tiefes Sinnen versunken, sitzt der Prophet bei dem schwankenden Scheine einer erlöschenden Lampe in seiner einsamen Kerkerzelle. Er hat lange in der heiligen Schrift gelesen, und wie von unsichtbarer Macht emporgetragen, schwingt sich sein Geist aus den beengenden Schranken der Gegenwart hinaus in die ungemessenen Fernen der Zukunft. Die wechselvollen Geschicke seines Volkes spielen sich vor seinem geistigen Auge in ununterbrochener Reihenfolge ab. Von fernher dringt Waffenlärm an sein Ohr. Das ist das Schwert Babels, das vor den Thoren wütet. Ein namenloses Weh durchzuckt den Propheten. Es ist als ob jeder Streich, der dort draußen geführt wird, auf sein eignes Herz fiele. Er sieht Judas geweihte Fluren sich mit Leichen bedecken, und seines Volkes Söhne in die Verbannung wandern. Doch horch, ist das nicht froher Gesang, der von den Bergen herüberschallt. In langen Scharen kommen sie von Babel hergezogen, die aus der Verbannung Heimkehrenden. Mit Jubel begrüßen sie die heimatlichen Berge, und Danklieder steigen durch die blaue Luft zum Himmel empor. Wie ein belebender Hauch zieht es über die verödeten Fluren hin, und aus den Trümmern erhebt sich in bräutlicher Schöne ein neues Jerusalem . . . . . .

Und wieder dringt Waffengetös an das Ohr des Propheten. Vom Westen her braust's wie ein gewaltiger, verheerender Sturm heran. Throne stürzen und Städte sinken in Trümmer. Wiederum tobt der Kampf vor den Thoren Jerusalems, wiederum fließen Ströme von Blut, — aber ach, vergebens; Juda unterliegt von neuem im Kampfe mit einem übermächtigen Feinde, der sein Land verwüstet, seinen Tempel in Flammen aufsteigen läßt und seine Söhne in alle Welt zerstreut. Aus dem zerrissenen Schoße Judas steigen zwei gewaltige Mächte empor, die sich in die Herrschaft über die Erde teilen, nur für dieses bleibt nichts zurück — als Sklavenketten und Scheiterhaufen. Jahrtausende vergehen, während welcher die Menschheit unter dem eisernen Joche dunkler Mächte seufzt, welche die Wahrheit bekämpfen und dem freien Gedanken Gewalt anthun. Liebe und Gerechtigkeit scheinen von der Erde verschwunden zu sein, und zischend erhebt die Schlange des Hasses ihr Haupt. Doch weit, weit in der Zukunft nebliger Ferne erglänzt's verheißungsvoll wie der erste Strahl der Morgenröte. Immer heller und heller wird's auf Erden. Die Gespenster der Nacht fliehen vor dem siegreich vordringenden Tage. Die Macht der Lüge ist gebrochen, das Reich der Wahrheit ist gekommen.

„Es beugt sich nun willig der freie Gedanke
Dem himmlischen Geiste, der all' insgesamt,
Zertrümmernd jegliche trennende Schranke,
Die Seelen mit heiligem Wollen entflammt."

„Auf Zions geweihetem, ewigem Grunde
Seh' ich vier Welten sich reichen die Hand,
In Liebe vereinigt zu heiligem Bunde
Umschlingt nun die Menschheit ein brüderlich Band."

Aus dieser Versunkenheit in die Schau einer großen und herrlichen Zukunft, wird der Prophet zur schmerzensreichen Gegenwart zurückgerufen durch die Stimme jenes äthiopischen Sklaven, der damals bei der Gerichtsverhandlung so mutig für ihn eingetreten war, und der sich jetzt in seinen Kerker geschlichen, um ihn zu befreien. Jeremia ist tief gerührt von der Treue des Äthiopiers, lehnt jedoch dessen Antrag, mit ihm aus dem Kerker zu entfliehen, entschieden ab. Indem werden draußen eilige Schritte vernommen, die Thür der Zelle öffnet sich und der König tritt, bleich und mit verstörtem Gesichte, herein. Die Mauern sind gefallen, verkündet er, und die Zionsburg mit einigen schwachen Verschanzungen vermögen den Ansturm des Feindes nur noch für kurze Zeit aufzuhalten. „Was wird mein und meiner Kinder Schicksal sein?" fragt er angstvoll den Propheten. Doch dieser vermag ihm kein Wort des Trostes zu sagen. Seine anfangs zornige und vorwurfsvolle Erwiderung verwandelt sich zuletzt in den Ausdruck tiefsten Mitleids mit dem Schicksal Zedekias, und als dieser ihn beschwört sich, dem Volke, welches in seiner höchsten Not nach ihm verlangt, zu zeigen, es zu trösten und für dasselbe zu beten, willigt der Prophet ein, mit ihm zu gehen.

„So komm' denn, o Herr,
Wenn anders noch Hoffnung gestattet,
So mögen wir immerhin hoffen,
Doch müssen wir fallen, so gilt es,
Im Falle uns größer zu zeigen,
Als jemals im Glücke wir waren."

Der fünfte Akt beginnt mit einer phantastischen Scene, die sich in der Vorhalle des Tempels abspielt, und in welcher der Dichter die Ideen des Freimaurertums, welches mit seinen mysteriösen Symbolen bekanntlich an den Salomonischen Tempelbau anknüpft, zur Darstellung bringen will. Und man muß gestehen, daß die Gelegenheit dazu nicht besser hätte gewählt werden können und daß sie sich dem Dichter gleichsam von selbst darbot. Der sichtbare Tempel wird bald in Flammen aufgehen, aber der Geist, der ihn aufgerichtet und der in ihm gewohnt, er wird in die Welt hinausziehen und wird fortfahren zu arbeiten an dem großen unsichtbaren Tempel, der einst die ganze Menschheit umfassen soll. Hundertmal zerstört, wird er hundertmal aus den Trümmern erstehen, immer schöner und weiter und glänzender als zuvor. Nimmer ermüden dürfen die Arbeiter ob auch Haß und Verfolgung der einzige Lohn seien für ihr Mühen. Kommen wird doch der Tag, da die ganze Menschheit sich ihnen anschließen wird, um gemeinschaftlich das große Werk zu vollenden. Dies sind ungefähr die Gedanken, in die sich der Inhalt

der ersten Scene zusammenfassen läßt und die der Dichter höchst wirkungsvoll durch geheimnisvolle Stimmen verkünden läßt, die in den verlassenen Räumen des Tempels zur nächtlichen Stunde laut werden. Ein Meister mit seinem Lehrling treten auf, und während sie mit Richtwage, Winkelmaß und Zirkel herumhantieren, erzählt der Meister dem Lehrling, was er von seinem sterbenden Vater als uralte Überlieferung, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat, über Salomon, Hiram, den Tempelbau und dessen Bedeutung für die Zukunft der Menschheit, erfahren. Nachdem sie unter solchen Gesprächen eine Weile fortgearbeitet haben, werfen sich beide auf das Marmorpflaster der Halle hin, um auszuruhen. Da werden sie plötzlich aus ihrem Schlummer geweckt durch jene geheimnisvollen Stimmen, die bald unter der Erde, bald zwischen den Säulen und bald zwischen den Cherubim, die über der heiligen Lade schweben, hervorzukommen scheinen. Vor den erschreckten Blicken der beiden Lauschenden hebt sich auf einmal einer der gewaltigen Marmorfliesen langsam empor und aus der Vertiefung steigt eine mächtige Gestalt mit einem Wanderstabe bewaffnet hervor. Es ist Hiram, auf dessen dreimaligen Ruf: Heran, ihr Brüder! sieben Arbeiter sich zu ihm gesellen, und ihre Hände, wie zu einer Kette in einanderschlingend, entschweben sie, wie Geister den Räumen des Tempels und verschwinden im Dunkel der Nacht. Der Morgen bricht an, und in der

Nähe des Tempels erscheint die greise und erblindete Prophetin Hulda, geführt von einem Kinde.

„Wo sind wir?“ — fragt sie das Kind — „sanfter scheinen mir hier die Lüfte zu wehen und weniger hart der Boden, den ich trete“. Und da ihr das Kind das majestätische Gebäude beschreibt, das sich vor ihnen auf dem Gipfel des Berges erhebt, steigt vor ihrem Geiste die Erinnerung an ihre Jugendzeit auf, da sie den Tempel in seiner Herrlichkeit geschaut, in dem die Priester in weißen Gewändern den Dienst verrichteten, während die Wände und die Säulen von dem Halleluja der Levitenchöre und dem Heilig, heilig, heilig der anbetenden Volksmenge wiederhallten. Ach, diese glücklichen Tage sind dahin; stumm und verödet steht der Tempel da, erloschen ist die ewige Lampe, und das heilige Feuer auf dem Altare ist unter der Asche begraben. „Doch siehe, ruft sie auf einmal begeistert aus, sieh' wie der Tempel mit seinen Bogen und Wänden und Säulen, von der Erde sich loslösend, hoch in die Lüfte emporschwebt, wie er majestätisch im Sonnenlicht erglänzt, wie seine Räume gewaltig sich weiten, bis sie wie des Himmels unermeßliche Wölbung alle Geschlechter der Erde umfassen.“ Doch kaum hat sie diese Worte gesprochen, verfällt sie wieder in ihr düsteres Brüten, dem sie selbst Rahel, die ihr begegnend auf sie zueilt und sie mit Liebesworten überhäuft, nicht zu entreißen vermag. Vergebens versucht diese ihr Trost zuzusprechen.

Die in ihren grollenden Schmerz versunkene Greisin scheint sie nicht zu erkennen, und wie in der ersten Scene in der Grotte von Rama, nur noch schauerlicher und erschütternder, tönt die Klage verzweiflungsvoll und trostlos von ihren Lippen. Ihre erregte Phantasie erschöpft sich in Bildern des Jammers und der Zerstörung. Sie sieht nichts als Gräber und modernde Leichen, hört nichts als das Jammern der Verwundeten und das Todesröcheln der Sterbenden. Endlich gelingt es Rahel den Bann, der bisher auf dem Gemüte der Greisin gelastet, zu durchbrechen. Hulda erkennt sie nun und aus den erblindeten Augen fließen Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich.

„O Rahel, o Rahel, jetzt kenn ich dich wieder,
Gebahnt hat der Ton deiner lieblichen Stimme
Den Weg sich zum Herzen, von Kummer umnachtet,
Wenn Alles vergehet und stürzet zusammen,
Nicht wanket in Ewigkeit doch deine Treue."

Sanfter und milder fließt jetzt die Rede der Alten. Mit tiefer Wehmut gedenkt sie wieder der Vergangenheit, und die Gegenwart überspringend, versenkt sich ihr Geist in die ferne Zukunft, da

„Die Erde wird gleichen der Sonne,
Die Kinder der Menschen den Sternen,
Die fröhlich im All sie umkreisen."

Doch bald verdüstert sich der Geist der Prophetin von neuem. Sie fühlt die Stunde der Entscheidung herannahen, sie sieht überall nur Blut und Feuer, und

von Grauen und Verzweiflung erfaßt, stürzt sie fort, während Rahel stumm vor Entsetzen zurückbleibt. Der Kriegslärm kommt indeß immer näher. Scharen von Flüchtlingen stürzen den Tempelberg herauf, unter diesen auch Jeremia, der den tötlich getroffenen Emanuel am Arm führt. Die Scene, in der das Wiedersehen der beiden Liebenden und der Tod Emanuels geschildert werden, ist von höchster dramatischer Wirkung und voll erschütternder Wahrheit. Von unten dringt das verworrene Geräusch des Schlachtgetümmels und das Jammergeschrei der Verwundeten herauf. Die ganze Stadt ist in Rauch und Flammen gehüllt, und schon fliegen einzelne Feuerbrände auf das Dach des Tempels nieder. Der sterbende Emanuel, den Rahel weinend mit ihren Armen umfaßt hält, sieht und hört dies alles, aber kein Laut des Schmerzes kommt über seine Lippen. Sein brechendes Auge ist der aufgehenden Morgenröte zugewandt, in der die scheidende Seele die Verkündigung eines neuen, schönern Daseins erblickt. Eine stille Heiterkeit verbreitet sich über sein verklärtes Antlitz, und mit den Worten, mit denen er damals von Rahel Abschied nahm: „Vereint sind wir beide zu ewigem Bunde", haucht er seine Seele in ihren Armen aus.

Mit Mühe gelingt es Jeremia, Rahel von dem Körper des Entseelten zu entfernen und mit sich fortzuführen. In der darauf folgenden Scene sehen wir sie beide zusammen mit den Fürsten und Ältesten des

Volkes als Gefangene auf freiem Felde im Lager der Babylonier. Es erscheint ein Bote des Königs, der Jeremia die Wahl freistellen läßt, ihm als sein Ratgeber nach Babylon zu folgen oder hier mit dem geringen Rest des armen Volkes zurückzubleiben. Jeremia zögert keinen Augenblick sich für das Letztere zu entscheiden.

„Ein Sohn des Volkes bin ich und der Trauer,
Zum Volke gehör' ich, bei ihm will ich bleiben."

Rahel aber soll mit den Andern in die Verbannung wandern. Sie soll ihnen Trost zusprechen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft immer von neuem in ihnen beleben. Während die Gefangenen im Begriff sind fortzugehen, gewahren sie von ferne eine mächtige Feuersäule, die sich vom Tempelberge gen Himmel erhebt. Mit dem verzweiflungsvollen Rufe: der Tempel! der Tempel! zerreißen sie ihre Kleider und streuen Erde auf ihr Haupt. Jeremia trauert eine Weile mit ihnen; dann rafft er sich auf und spricht den Weinenden Trost zu, sie ermahnend dort in der Verbannung an den Ufern des Euphrat die Erinnerung an das Land ihrer Väter in ihrem und ihrer Kinder Herzen wach zu erhalten, die Gotteslehre zu pflegen und jenen Tempel dort, dessen Zerstörung sie beweinen, in ihrem Herzen neu zu erbauen und ihn mit ihren Tugenden so zu schmücken, daß jeder von ihnen als ein leuchtendes Vorbild des Glaubens und der Hoffnung für alle Welt sich erhebe. . . . .

„Und nun du mein Volk, das von jeher geweiht
Dem Denken, der Arbeit, den Leiden,
Zur endlosen Wanderung mach' dich bereit,
Vom Land' deiner Väter zu scheiden.
Gar weit ist dein Weg über Länder und Meer,
Du Künder des ewigen Wortes,
Und ist auch dein Schicksal so bitter und schwer
Vertrau' auf die Treu deines Hortes.
Dem Sämanne gleich, der da ausstreut die Saat
Mit vollen und kundigen Händen,
So hat dich zerstreuet des Ewigen Rat
Bis an der Erdenwelt Enden.
Nicht eignes Leid nur soll fühlen dein Herz,
Sollst anderer Leid auch beklagen,
Der ganzen Menschheit Betrübnis und Schmerz
Sollst fortan im Busen du tragen.
Ein jegliches Volk, es erscheint und vergeht
So schnell wie der Blitz in den Lüften,
Nur du, von des Ewigen Geiste umweht,
Du wandelst vorbei an den Grüften.
„Ich bin," so sprichst du im Wechsel der Zeit,
Da Völker und Reiche verschwinden,
Und Zukunft durch dich mit Vergangenheit,
Geschlecht mit Geschlecht sich verbinden.
Bis einstens in Wahrheit und Frieden vereint
Sind Adams verstreuete Glieder,
Und auf die geeinigte Menschheit dann scheint
Die göttliche Gnade hernieder."

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

BINDING SECT. APR 7 1977

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PQ
4712
L25
Z77

Margulies, Samuel Hirsch
Dichter und Patriot

65